

# MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Barrieren, Körper, Zugehörigkeit: Qualitative Einblicke in den Hochschulalltag von Studierenden mit Behinderungen in South Carolina

verfasst von | submitted by

Daria Dorothea Braun B.A.

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt |  
Degree programme code as it appears on the  
student record sheet:

UA 066 823

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree pro-  
gramme as it appears on the student record  
sheet:

Masterstudium Europäische Ethnologie

Betreut von | Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber M.A.

## Danksagung

Mein erster herzlicher Dank gilt meiner Mutter, ohne die es weder mich noch diese Forschung oder Arbeit je gegeben hätte. Danke für deine allgegenwärtige Unterstützung, deine Liebe, Akzeptanz und für dein Verständnis, wie langwierig dieser Prozess für mich war. Danke, dass du immer an meiner Seite bist. All meine akademischen Bestrebungen waren nur durch dich möglich; und all meine akademischen Erfolge sind auch deine.

Weiter möchte ich meinen Schwestern, Sarah, Christina und Carolin danken, ohne sie wäre ich heute nicht so wie ich bin. Meinem Partner, Thomas, den ich während meiner Forschung kennenlernen durfte und der diese und meinen langen, *langen* Schreibprozess eng begleitete und unterstützte: Danke, für Alles.

Dank gilt meinen Kommilitoninnen und Freund:innen Carolin und Birgit, sowie Louisa, Fernando, Annika und Christina, die mich auf jedmögliche Art im Schreiben dieser Arbeit, aber auch emotional, unterstützten und auf die ich mich immer verlassen kann. DANKE.

Meinen amerikanischen Freund:innen, Bonus-Familien und Unterstützerinnen: Lauren und Donna Blew, Dalton, Juliet, Lisa und Jack Clarkson und Andrew Fontana. Danke für eure herzliche Unterstützung, Transport, Kost und Unterkunft. Ohne euch wäre diese Forschung von Anfang an nicht möglich gewesen. Danke, Danke, Danke.

Besonders möchte ich mich bei meiner Betreuerin Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber bedanken, die mir mit Rat und Tat zur Seite stand und immer an mich und meine Arbeit geglaubt hat, selbst wenn ich an mir Selbst zweifelte. Für die ruhige, ermutigende Unterstützung an meiner Seite: Dankeschön.

# Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung .....	4
1.1. Themenwahl und Relevanz.....	4
1.2. Fragestellung .....	6
2. Theoretischer Rahmen .....	7
2.1. Überblick über die Disability Studies .....	7
2.2. Europäische Ethnologie und die Schnittstelle zu Disability Studies .....	8
2.3. Raumtheoretische Grundlagen .....	9
2.4. Rechtlicher Kontext und UN-Behindertenrechtskonvention .....	10
2.5. Abriss historischer Kontext Behinderung in der Gesellschaft in den USA .....	13
3. Methodologie und Selbstreflexion.....	17
3.1. Forschungsdesign und Methodenauswahl .....	17
3.2. Methodenbeschreibung .....	18
3.3. Reflexionen zur Methodik, Bias und Rolle der Forscherin.....	26
4. Forschungskontext USA: Forschungszugang und Teilnehmende .....	31
4.1. Auswahl der University of South Carolina als Feldforschungsort .....	31
4.2. Accessibility an der USC: Campus Plan und Auftrag des Student Disability Resource Centers .	32
4.3. Feldzugang und Rekrutierung der Teilnehmenden .....	37
4.4. Vorstellung der Teilnehmenden .....	38
5. Qualitative Auswertung der Feldforschung.....	47
5.1. Analyseprozess / Auswertung der Daten.....	47
5.2. Nutzen und Ablehnen von accomodations .....	48
5.3. Barrieren im universitären Alltag.....	56
5.4. Strategien der Studierenden zur Überwindung von Barrieren .....	66
5.5. Verdienen und Dankbarkeit .....	72
5.6. Erleben von Inklusion und Exklusion .....	77
5.7. Scham und Stigmata .....	81
5.8. College Sweethearts – Dating mit Behinderungen im universitären Raum .....	85
5.9. Selbstfürsorge und Selbstoptimierung .....	88
6. Fazit und Ausblick.....	94
6.1. Zusammenfassung der zentralen Erkenntnisse .....	94
6.2. Weiterführende Forschungsfragen und Perspektiven.....	96
Quellenverzeichnis.....	99
Abbildungsverzeichnis .....	101
Abstract.....	102

# 1. Einleitung

## 1.1. Themenwahl und Relevanz

In dieser Forschungsarbeit liegt der Fokus auf der Untersuchung des universitären Lebens von Studierenden mit gesundheitlichen Einschränkungen und den Alltagsrealitäten dieser Studierenden, welche sich von able-bodied Studierenden unterscheiden. Die staatliche Universität hat den Anspruch, diesen Studierenden einen umfassenden Zugang zur Hochschulbildung zu gewährleisten. Trotz des Selbst- und rechtlichen Anspruchs auf Zugänglichkeit sind Hochschulen keineswegs ein barrierefreier Raum. Es gibt explizite Zugangshürden, wie Aufnahmeprüfungen, vorausgesetzte Schulabschlüsse oder den Numerus Clausus, und in ihnen existiert eine Vielzahl an kulturellen, sozialen und physischen Ausschlussmechanismen. Im universitären Alltag existieren zahlreiche Hürden wie architektonische Barrieren, akustische Schwierigkeiten und ungeeignetes Mobiliar, und viele andere Barrieren, die für Menschen ohne Einschränkungen oft nicht wahrnehmbar sind. Dementsprechend muss der universitäre Raum als komplexes Konstrukt verstanden werden.

Die Wahl der des Forschungsthemas ergab sich aus der persönlichen Motivation mein eigenes (Er)Leben von universitärem Alltag und Hochschulpraxis seit einem schweren Autounfall im Spätjahr 2022 zu analysieren, sowie den Universitätsalltag von Studierenden mit Einschränkungen zu beleuchten. Das Weiterführen meines Studiums, zunächst aus der Ferne (Hybridlehre), im Rollstuhl und auf Krücken schärfte meinen Blick für die Schwierigkeiten und Barrieren in universitären Umgebungen und sensibilisierten mich für Krisenmomente des Studierens in einem Raum, in welchem abweichende Bedürfnisse oft nicht mitbedacht wurden und werden. Kurzum, die Art wie ich studierte – „how I did University“<sup>1</sup> änderte sich von einem Tag auf den anderen. Die sich für mich daraus ergebende Motivation liegt in erster Linie darin, anhand empirischer Daten Barrieren im universitären Alltag aufzuzeigen, Studierenden mit körperlichen und gesundheitlichen Einschränkungen eine Stimme zu geben und Aufmerksamkeit auf eine

---

<sup>1</sup> Referenz zu Schmidt-Lauber, 2005

inliegende Problematik zu richten. Das Ausmaß der autoethnografischen Forschung und Reflexion beleuchte ich in Kapitel 3 tiefer.

Die Forschung verortet sich thematisch und theoretisch in den Disability Studies. Diese und andere Fachrichtungen haben bereits Forschungen zu verschiedenen Aspekten des Lebens von Menschen mit Behinderungen durchgeführt. Dass sich die Methoden der Europäischen Ethnologie meiner Ansicht nach hervorragend dazu eignen einen Beitrag zur Forschung der Disability Studies beizutragen, stelle ich im zweiten Kapitel dieser Arbeit dar. Neben den Disability Studies steht meine Forschung auch im Kontext der Raumtheorien nach Henri Lefebvre und nach Pierre Bourdieu. Im dritten Kapitel stelle ich die Methoden, die ich in meiner Feldforschung verwendete, vor, hier lässt sich das durch Schäfer und Schachler<sup>2</sup> vorgelegte Design erwähnen, welches dazu dient in Interviews Barrieren zu erfragen und empirische Daten zu erheben. Darauf folgt der Kontext meiner Forschung, die Vorstellung des Campus der University of South Carolina, sowie der Teilnehmenden, bevor ich im fünften Kapitel die erhobenen Daten auswerte. Abschließend findet sich das Fazit und der Forschungsausblick.

Insbesondere im Jahr 2025 ist die Thematik relevanter denn nie: mit der Wiederwahl Donald Trumps zum Präsidenten im Jahr 2024 spürte man einen deutlichen Wechsel in der Außen-, aber auch in der Innenpolitik in den Vereinigten Staaten von Amerika. Eine Gleichstellung oder Gleichberechtigung von Minderheiten, zu denen Menschen mit Behinderungen zählen, kann nicht länger garantiert werden. Unter diesem Blickwinkel soll meine Arbeit einen Einblick in das Erleben der Studierenden zum Zeitpunkt der Forschung im Frühjahr 2024 liefern, aber auch einen Beitrag zum Diskurs leisten, indem sie den universitären Alltag von Studierenden mit körperlichen und gesundheitlichen Einschränkungen aus einer ethnologischen Perspektive beleuchtet.

---

<sup>2</sup> Schäfer und Schachler in Schäfers und Welti (Hrsg.) Barrierefreiheit – Zugänglichkeit – Universelles Design, 2021 ,S. 67ff

## 1.2. Fragestellung

Die Forschungsfrage zielt darauf ab, die vielschichtigen Erfahrungen von Menschen mit Einschränkungen im universitären Alltag zu verstehen. Ich widme mich dabei gezielt dem Alltag der Studierenden und dem universitären (Er)Leben von Menschen mit körperlichen und gesundheitlichen Einschränkungen. Die Arbeit untersucht, wie die Universität als Bildungsstätte und Institution die Lebenswelt der Befragten beeinflusst. Meine Forschung richtet ihren Blick ebenfalls auf Fragen der Selbsteinschätzung, Akzeptanz und Scham in Bezug auf körperliche und gesundheitliche Einschränkungen der Studierenden und der Strategien im Zusammenhang mit Barrieren, gesellschaftlichen und eigenen Erwartungen der Studierenden und dem universitären Raum

Meine zentrale Forschungsfrage lautet: Wie erleben Menschen mit Behinderungen den universitären Alltag? Wo stoßen sie auf Barrieren in einem Raum, der möglichst barrierefrei gestaltet sein sollte? Wo erleben die Studierenden Inklusion, wo Exklusion?

Weitere Themen, die sich in der Forschung aufgetan haben, zeigen sich in Nutzung oder Ablehnung von Fördermitteln (im Folgenden: Accomodations), die den Studierenden seitens der Universität zugestanden werden, sowie Dankbarkeit und Verdienst, Stigmata und Scham<sup>3</sup>, Akzeptanz und Othering<sup>4</sup>, und Selbstoptimierung<sup>5</sup>.

Außerdem soll ein Augenmerk auf konkrete Alltagspraktiken gelegt werden, die Akteur:innen aufgrund der Barrieren an Hochschulen entwickeln.

---

<sup>3</sup> Goffrin in: Klimke, D. & Legnaro, A. (2015). Kriminologische Grundlagentexte. Springer-Verlag.

<sup>4</sup> Riggins, S. H. (1997). The Language and Politics of Exclusion: Others in Discourse. SAGE Publications, Incorporated.

<sup>5</sup> Röcke, Anja (2021): Soziologie der Selbstoptimierung. 1. Aufl. Berlin: Suhrkamp.

## 2. Theoretischer Rahmen

### 2.1. Überblick über die Disability Studies

Die Disability Studies sind ein interdisziplinäres Forschungsfeld, welche Behinderung nicht als rein medizinisches oder individuelles Problem betrachten, sondern als gesellschaftlich konstruiertes Phänomen. Schon seit Anfang der 1980er werden Disability Studies in den USA und in Großbritannien an Universitäten gelehrt. Die zentrale Frage beschäftigt sich damit, wie Behinderung in Kultur, Gesellschaft, Politik und Geschichte erlebt, produziert und dargestellt wird. Die zentralen Perspektiven der Disability Studies bilden unter anderem eine kritische Erforschung des medizinischen Modells von Behinderung, welches diese in erster Linie als Defizit und Krankheit versteht, und setzt diesem das soziale Modell von Behinderung entgegen, welches besagt, dass Behinderungen vor allem durch gesellschaftliche Barrieren, wie durch Sprache, Architektur, Vorurteile usw. entsteht. Außerdem erforschen die Disability Studies wie Behinderung kulturell konstruiert wird, welche Normen entscheiden was als „normal“ und wer als „behindert“ gilt, sowie wie Behinderung in Literatur, Film oder Sprache dargestellt wird. Eine weitere Forschungsperspektive gilt der Repräsentation und Agency, also zum Beispiel die Frage, wer über Behinderung spricht – und wem zugehört wird. Auch Inklusion, Gerechtigkeit und Menschenrechte fallen unter das Forschungsgebiet der Disability Studies. Die wissenschaftliche Fachrichtung vertritt dabei oft eine aktivistische Haltung und zielt darauf ab, durch ihre Beiträge und Forschung Gesellschaften gerechter und inklusiver zu gestalten. In diesem Zusammenhang ist auch das Konzept des Ableismus, also der Diskriminierung aufgrund von Behinderung oder Normabweichungen der Mehrheitsgesellschaft, ein wichtiger Begriff. Die Disability Studies sind außerdem ein intersektionaler Forschungsraum, weil sie anerkennen und erforschen, wie und wo sich Behinderung und andere Diskriminierungsformen wie Rassismus und Sexismus überschneiden.

Als Gründer des Feldes werden heute der US-amerikanische Soziologe Irving Kenneth Zola, der nach einer Polio Erkrankung in seiner Jugend und einem späteren Autounfall körperliche und gesundheitliche Behinderungen hatte, sowie der britische

Sozialwissenschaftler Michael Oliver<sup>6</sup>, welcher nach einem Genickbruch selbst im Rollstuhl saß und als erster Professor des Studiengabiets gilt, genannt. Wichtige Vertreter:innen des Fachgebiets sind unter anderem Rosemarie Garland-Thomson, Mitbegründerin der feministischen Disability Studies, Tom Shakespeare, Soziologe und Kritiker vereinfachter sozialer Modelle und Lennard J. Davis, ein Literaturwissenschaftler, der den Begriff „normativity“ in der Disziplin prägte. Außerdem Anne Waldschmidt, die ich besonders im nächsten Kapitel zur Schnittstelle zur Europäischen Ethnologie hervorheben möchte.

## 2.2. Europäische Ethnologie und die Schnittstelle zu Disability Studies

Anne Waldschmidt ist eine zentrale Figur der deutschsprachigen Disability Studies. Als Professorin für Soziologie und Politik der Rehabilitation an der Universität zu Köln hat sie maßgeblich zur Etablierung dieses Forschungsfeldes beigetragen. Ihre Werke zeichnen sich durch eine interdisziplinäre Herangehensweise aus, die soziologische, kulturwissenschaftliche und politische Perspektiven miteinander verbindet. Im Jahr 2003 gab Waldschmidt ihr erstes Werk zur kulturellen Konstruktion von Behinderung und deren gesellschaftliches Handeln heraus,<sup>7</sup> darauf folgten zahlreiche Beiträge und Vertiefungen der Methoden und Thematiken der Disability Studies, sowie im Jahr 2017 ein Sammelband, dessen Beiträge analysieren, wie kulturelle Praktiken und Theorien das Verständnis von Behinderung beeinflussen<sup>8</sup>. Waldschmidts im Jahre 2022 erschienenes Handbuch zu Disability Studies wurde in dieser Forschung mein treuer Begleiter.<sup>9</sup>

Konkrete Forschungsfelder, welche als Verbindungspunkte zwischen Disability Studies und Europäischer Ethnologie gelten können, sind unter anderem Alltagskultur und Behinderung, Körper und Materialitätsforschung, Subjektivität und Agency, Kritische Normativitätsforschung, sowie die Erforschung von Narrativen und Repräsentationen.

---

<sup>6</sup> Michael Oliver: *Understanding Disability: From Theory to Practice*. St. Martin's Press, New York 1996.

<sup>7</sup> Waldschmidt, Anne (Hrsg.) (2003): *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies*. Kassel: Bifos.

<sup>8</sup> Waldschmidt, Anne; Berressem, Hanjo; Ingwersen, Moritz (Hrsg.) (2017): *Culture – Theory – Disability: Encounters between Disability Studies and Cultural Studies*. Bielefeld.

<sup>9</sup> Waldschmidt, Anne (2022): *Handbuch Disability Studies*. Wiesbaden, Springer VS

### 2.3. Raumtheoretische Grundlagen

Im Rahmen meiner Forschung zum Erleben und zur Nutzung universitärer Räume durch Studierende mit Behinderungen erweist sich ein differenziertes Verständnis von Raum als sozialem und relationalem Phänomen als zentral. In der ethnologisch informierten Auseinandersetzung mit Raum bieten insbesondere die theoretischen Konzepte von Henri Lefebvre und Pierre Bourdieu, auf die ich mich hier stütze, produktive Anknüpfungspunkte, um die alltäglichen Raumpraktiken und -erfahrungen behinderter Studierender in ihrer Vielschichtigkeit zu erfassen.

Henri Lefebvre begreift Raum nicht als gegebene, rein physische Entität, sondern als gesellschaftlich produziertes Konstrukt. In seinem dreigliedrigen Modell unterscheidet er zwischen dem physisch erfahrbaren Raum der Praxis (*perceived space*), dem geplanten, ideologisch geprägten Raum der Repräsentationen (*conceived space*) und dem symbolisch aufgeladenen, subjektiv erlebten Raum (*lived space*).<sup>10</sup> Diese Differenzierung erlaubt es, den universitären Raum nicht nur als architektonische oder institutionelle Gegebenheit zu analysieren, sondern auch als Ort, der durch alltägliche Handlungen, symbolische Zuschreibungen und institutionelle Machtverhältnisse geformt wird. Für Studierende mit Behinderungen kann etwa ein Hörsaal zugleich als physische Barriere, als Ort institutioneller Ausgrenzung oder als symbolisch konnotierter Raum der Nichtzugehörigkeit erfahren werden. Lefebvres Ansatz macht es möglich, diese unterschiedlichen Dimensionen des Raumerlebens analytisch zu fassen und in ihrer wechselseitigen Bedingtheit zu betrachten.

Auch Pierre Bourdieu trägt mit seinem Konzept des sozialen Raums sowie dem Begriff des Habitus zur Analyse des universitären Raumes bei. Raum erscheint bei ihm nicht primär als physische Größe, sondern als relationales Gefüge sozialer Positionen, das durch die ungleiche Verteilung ökonomischen, sozialen, kulturellen und symbolischen Kapitals strukturiert ist.<sup>11</sup> Der Habitus, verstanden als ein System inkorporierter Dispositionen, beeinflusst, wie Individuen Räume wahrnehmen, sich in ihnen bewegen

---

<sup>10</sup> Lefebvre, H. (1991). *The Production of Space* (D. Nicholson-Smith, Trans.). Oxford: Blackwell. (Original work published 1974)

<sup>11</sup> Vgl. Bourdieu, P. (1998). *Practical Reason: On the Theory of Action* (R. Johnson, Trans.). Stanford, CA: Stanford University Press

und welche Selbstverständlichkeiten und Ausschlüsse dabei wirksam werden.<sup>12</sup> In Bezug auf behinderte Studierende bedeutet dies, dass der universitäre Raum nicht für alle gleichermaßen zugänglich oder selbstverständlich nutzbar ist: Die Art und Weise, wie Studierende mit Behinderungen Räume erleben, navigieren oder meiden, ist eng mit ihrer sozialen Position und ihren Alltagserfahrungen verbunden. Gleichzeitig wird deutlich, dass Raum immer auch ein Kampffeld symbolischer Auseinandersetzungen ist: um Sichtbarkeit, Teilhabe, Legitimität und Anerkennung im institutionellen Gefüge der Universität.

Die Kombination beider theoretischer Zugänge eröffnet somit eine analytische Tiefe, die sowohl die materiellen Bedingungen universitärer Räume als auch deren symbolische Ordnungen und sozialen Ausschlüsse berücksichtigt. Das Erleben universitärer Räume durch Studierende mit Behinderungen wird damit nicht als rein individuelle Erfahrung verstanden, sondern als vergesellschaftete, historisch und institutionell eingebettete Praxis, die durch Machtverhältnisse, Normen und alltägliche Routinen geprägt ist – und zugleich Potenziale der Aneignung und Umdeutung in sich tragen.

## 2.4. Rechtlicher Kontext und UN-Behindertenrechtskonvention

Im Dezember 2006 wurde das „Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“ (Convention on the Rights of Persons with Disabilities<sup>13</sup> – im Folgenden nutze ich die offizielle, englische Abkürzung CRPD) beschlossen, welches dann im Mai 2008 in allen Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen in Kraft trat. Als Menschenrechtsabkommen der Vereinten Nationen hat das CRPD zwar erstmal keine rechtliche Bindung, die Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen erklärten jedoch mit Inkrafttreten eine Inklusion der Vereinbarung in ihre eigenstaatlichen Verfassungen. So hat Österreich 2005 das Behindertengleichstellungspaket, bestehend aus dem Bundes-Behindertengleichstellungsgesetz (BGStG), dem Behinderteneinstellungsgesetz (BEinstG) und dem Bundesbehindertengesetz (BBG) im Parlament beschlossen und das

---

<sup>12</sup> Ebda.

<sup>13</sup> CRPD, Präambel

CRPD 2008 ratifiziert. Das US-amerikanische Äquivalent zum Behindertengleichstellungspaket ist der Americans with Disabilities Act (ADA), welcher als Gesetz überstaatlich in der Verfassung verankert ist. Die Umsetzung des ADA wird in den Bundesstaaten teilweise unterschiedlich gehandhabt, sprich einige Bundesstaaten haben unterschiedliche Regelungen zu Inhalten, die im ADA geregelt sind (z.B. bei Parkausweisen, Service Animals oder ähnlichem), jedoch gelten die Rechte, die dort verankert sind, in jedem Staat. Der ADA gliedert sich in fünf Abschnitte, sogenannte „titles“ auf, welche sich mit verschiedenen Bereichen und ihren Regelungen auseinandersetzen (Arbeitsplatz, Regierung und Behörden (A) sowie Öffentlicher Nahverkehr, wirtschaftliche Unternehmen, Telekommunikation, und Sonstiges). Betroffene müssen sich außerdem nicht zwingend als Menschen mit Behinderungen registrieren lassen, um die Regelungen des ADA zu nutzen. So regelt der ADA zum Beispiel auch, dass Menschen, denen man ihre Behinderung nicht eindeutig ansehen kann, keine weitere Auskunft über ihre Behinderung geben müssen, um vom ADA geschützt zu werden, es gibt keine Rechtfertigungspflicht. Dies war auch Gegenstand in jedem Vorstellungsgespräch, das ich mit potenziellen Teilnehmenden hatte. Da meine Rolle als Forschende im ADA in eine Grauzone fällt, holte ich mir die ausgesprochene Zustimmung sämtlicher potenzieller Teilnehmenden ein, ihnen Fragen zu ihren Einschränkungen zu stellen und trug Sorge, dass keine ihrer vertraulichen Information, ihnen später Schaden zufügen könnte.

### *Was ist Behinderung?*

Schon in der Eröffnung der CRPD ist unter Punkt 5 vermerkt, dass

„das Verständnis von Behinderung sich ständig weiterentwickelt und dass Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren entsteht, die sie an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern.“<sup>14</sup>

Dies unterstreicht, dass die Begriffsdeutung von Behinderung nie vollständig abgeschlossen ist, da sich unser Verständnis für Körper, aber auch für Räume und Barrieren andauernd weiterentwickelt. Aktuell zählen „Menschen, die langfristige

---

<sup>14</sup>CRPD, Präambel

körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben“<sup>15</sup> als behindert. Langfristigkeit bedeutet in diesem Zusammenhang, dass der Zustand länger als voraussichtlich sechs Monate anhält. Im US-amerikanischen Kontext werden Menschen mit Behinderung wie folgt definiert:

“A person with a disability is someone who:

- has a physical or mental impairment that substantially limits one or more major life activities,
- has a history or record of such an impairment (such as cancer that is in remission), or
- is perceived by others as having such an impairment (such as a person who has scars from a severe burn).”<sup>16</sup>

“Substantially limits” kann unterschiedlich ausgelegt werden und nicht jede Einschränkung ist gravierend genug, um diesen Standard zu treffen – es gibt allerdings mehr konkrete Beispiele, welche Einschränkungen nicht „substantially limiting“ sind (wie z.B. Heuschnupfen), als es starre Definitionen gibt. Die „major life activities“ sind dafür klarer benannt: Hierbei handelt es sich um Aktivitäten, die entweder intrinsisch im Körper der Person oder als Handlung der Person ausgeführt werden, um den Menschen aktiv am Leben zu halten und sein Überleben zu sichern. Dabei kann es sich um Handlungen wie essen, schlafen, sprechen und atmen handeln, aber auch um Bewegungen, kognitive Funktionen, Sinne, Aufgaben wie arbeiten, lesen, lernen und Kommunikation oder körperliche Funktionen wie Zirkulation, Funktionen von Organen oder ähnliches. Dementsprechend schließt der ADA eine Vielzahl an Einschränkungen als Behinderung ein. Die Ansprüche und Barrieren für Menschen mit Behinderungen – und in dieser Forschung spezifisch die angesprochenen Ansprüche und Barrieren für die Teilnehmenden der Studie – gehen aber auseinander.

Der Förderungsbedarf der Menschen ist ungleich, und Fördermöglichkeiten sind auch ungleich verteilt. Im Rahmen dieser Arbeit spreche ich also von Studierenden/Teilnehmenden/Menschen mit Einschränkungen oder Behinderung(en) im Gegensatz zu able-bodied Menschen. Able-bodied bedeutet in diesem Kontext, dass die allgemeine Verfassung und Gesundheit der Menschen deren Alltagshandlungen nicht

---

<sup>15</sup> CRPD, Artikel 1

<sup>16</sup> Introduction to the Americans with Disabilities Act. (2025, 16.Januar). ADA.gov. <https://www.ada.gov/topics/intro-to-ada/>

einschränkt. Able-bodied Menschen können in ihrem Alltag natürlich trotzdem auf Barrieren vieler Arten treffen, jedoch hindern die meisten Barrieren, die Menschen mit Einschränkungen betreffen, diese selbst nicht oder nur peripher.

### *Was bedeutet nun Barrierefreiheit?*

Barrierefreiheit ist ein Konzept, welches den Anspruch innehat, die Umwelt so zu gestalten, dass es allen Menschen möglich sei, ohne Hindernisse mit ihrer Umgebung interagieren zu können. Barrierefreiheit hat im deutschen Sprachgebrauch die Bezeichnung behindertengerecht abgelöst, da diese Bezeichnung keinen umfassenden Zugang oder umfassende Benutzbarkeit durch alle Menschen bezeichnet. Barrierefreiheit soll ebenfalls mehr Menschengruppen einschließen, welche unter der vorherigen Bezeichnung behindertengerecht nicht mitbedacht wurden. Im außerdeutschen Sprachgebrauch stehen in diesem Zustand nicht die Barrieren im Vordergrund, sondern eben deren Überwindung – im Englischen spricht man so von accessibility, im Französischen von accessibilité und im Spanischen von accesibilidad – (leichte) Zugänglichkeit. Barrierefreiheit soll also körperlich und geistig eingeschränkten Menschen Zugänglichkeit gewähren, aber eben auch Menschen, die durch andere Auswirkungen eingeschränkt sind, wie beispielsweise der Auswirkung von Jugend und Alter, von sozioökonomischen Faktoren, Bildungsstand und Kenntnissen. Barrierefreiheit will also nicht nur einige Personengruppen berücksichtigen, sondern alle. Auch dieser Anspruch wurde im CRPD festgesetzt und gesetzlich in den Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen, die den CRPD ratifizierten, verankert. Die Frage, ob das Konzept der Barrierefreiheit tatsächlich umsetzbar sei, stellte ich den Teilnehmenden im Laufe der Forschung ebenso wie Menschen, die beruflich mit eingeschränkten Studierenden zu tun haben. Der Begriff der Barrierefreiheit und die Kritik an diesem begegnete mir in der Analyse erneut.

## **2.5 Abriss historischer Kontext Behinderung in der Gesellschaft in den USA**

Im vorherigen Kapitel wurde der ADA und seine Inhalte bereits beschrieben; dass der ADA heute einen großen Anteil daran trägt, dass Zugänglichkeit in den USA ein so breit ausgelebtes Thema ist, ist nicht bestreitbar. Doch das war nicht immer so. Im Folgenden

möchte ich einen kurzen Abriss über die Geschichte der Behinderten Bürgerrechtsbewegung in den USA geben, die den heutigen Status Quo hinsichtlich Barrierefreiheit erkämpft hat. Hierbei orientiere ich mich anhand von David Capozzis anschaulicher und barrierefreier Rede<sup>17</sup> auf der „Internationalen Enquete auf dem Weg zum Behindertengleichstellungsgesetz“ der Caritas, des Vereins BIZEPS und des Vereins Blickkontakt in Wien am 26.11.2003, die das Ziel hatte das Österreichische Behindertenpaket mitzugestalten.

Der ADA wurde im Juli 1990 unter der konservativen republikanischen Regierung unter George Bush unterzeichnet. Diesem historischen Moment gingen allerdings Jahrzehnte des Bürgerrechtskampfes, der Bündnisbildung, des Lobbyismus und des Engagements von Menschen mit Behinderungen voraus. Bereits in den 1960er-Jahren begannen die Eltern von Kindern mit Behinderungen für die Rechte ihrer Kinder zu plädieren. Daraufhin folgte die Bildung „lokaler Gruppen, die sich für die Rechte von Menschen mit Behinderungen einsetzten.“<sup>18</sup> Eine frühe Bewegung in den USA, die tatkräftig an der Einführung des ADA arbeitete und die Gesetze maßgeblich mitformte, war die *Bewegung für ein selbstbestimmtes Leben*<sup>19</sup>: diese kalifornische Vereinigung führte Zentren, in denen Menschen mit Behinderungen selbstbestimmt leben konnten; diese Zentren wurden und werden von und für Behinderte geführt, in deren Management müssen mehr Menschen mit Behinderung vertreten sein, als able-bodied Menschen insgesamt.<sup>20</sup> Die Bürgerrechtsbewegung für die Rechte von Menschen mit Behinderungen orientierte sich in ihrem Bürgerrechtskampf stark an der Bürgerrechtsbewegung der Schwarzen Amerikaner:innen, so wurden zum Beispiel auch explizit Busse für den Aktivismus genutzt. Da in den 1980er-Jahren nur knapp 30% der Busse zugänglich waren, ketteten Rollstuhlfahrer:innen sich kurzerhand an die Busse, demonstrierten und forderten barrierefreien Nahverkehr in den USA.<sup>21</sup> Auch verstand die Bewegung Intersektionalität

---

<sup>17</sup> Capozzi, David. „Menschen mit Behinderung in den USA - Barrierefreiheit dank ADA“, 2004.

<sup>18</sup> Ebda., S. 9

<sup>19</sup> Die „Independent Living“ Bewegung wurde 1962 gegründet, mehr Informationen unter <https://www.independentliving.org/docs5/ILhistory.html>

<sup>20</sup> Capozzi, David. „Menschen mit Behinderung in den USA - Barrierefreiheit dank ADA“, 2004., S. 10

<sup>21</sup> Ebda., S. 10

und Einigkeit als wichtigen Punkt in ihrem Kampf um Gerechtigkeit. So tat sich die Bürgerrechtsinitiative in den 1980er-Jahren mit religiösen Gruppen, der Frauenrechtsbewegung und anderen Bürgerrechtsorganisationen zusammen.<sup>22</sup> Diese Einigkeit war auch in der Verteidigung des Gesetzentwurfes entscheidend, so versuchten Senator:innen die Bewegung zu spalten, indem sie einigen Gruppen die Rechte einräumen wollten, anderen, wie z.B. HIV-Kranken, aber nicht; die Bewegung blieb aber solidarisch zusammen, was ihrem großen Erfolg zuträglich war.<sup>23</sup>

Die Bewegung arbeitete also extrem hart an der Umsetzung und Einforderung ihrer Rechte, sie hatte aber auch strategische Glücksmomente: Das Jahr 1988 war ein Wahljahr und das Bündnis forderte die Präsidentschaftskandidaten offen auf zu bekennen, ob sie ein Gesetz mit breiten Bürgerrechten für Behinderte unterstützten, was diese öffentlich bejahten.<sup>24</sup> Im selben Jahr wurde außerdem von der konservativen republikanischen Regierung der nationale Beirat für Behinderungsfragen gegründet, ein politisches Gremium, welches sich mit den Forderungen der Lobbyisten und Aktivisten auseinandersetzte. Ein weiterer Glücksfall war, dass die Bewegung von einzelnen Charakteren mit starken Geschichten, wie Liza Karl<sup>25</sup>, oder einflussreichen Mitgliedern, wie Justin Dart, einen Multi-Millionär und Gallionsfigur der Bewegung, mitgetragen wurden.<sup>26</sup> Ein weiteres einflussreiches Mitglied der Bewegung war Evan Kemp, Vorsitzender der Kommission zur Beschäftigung von Menschen mit Behinderungen, und persönlicher Freund des späteren Präsidenten George Bush.<sup>27</sup>

Der Erfolg der Bewegung und der heutigen weitverbreiteten Akzeptanz und Wertschätzung des ADA ist aber nicht allein auf Glück zurückzuführen. Unzählige Menschen mit Behinderungen arbeiteten intensiv an der Gestaltung und Einführung des Gesetzes. Justin Dart besuchte jeden Staat in den USA mindestens ein Mal, um für das

---

<sup>22</sup> Ebda., S. 13

<sup>23</sup> Vgl. ebda., S. 15

<sup>24</sup> Vgl. ebda., S. 14

<sup>25</sup> Ebda., S. 14-15

<sup>26</sup> Ebda., S. 14

<sup>27</sup> Ebda., S. 8

Gesetz zu werben. Durch seine starke wirtschaftliche Position fand er Gehör und Anklang.<sup>28</sup> Zahlreiche Menschen mit Behinderungen schrieben Diskriminierungstagebücher, in denen sie die Situation von Diskriminierung aufgrund ihrer Behinderungen im Alltag aufführten – diese Tagebücher wurden dem Senat in einer öffentlich übertragenen Sitzung vorgelegt.<sup>29</sup> Somit wurde alltägliche Diskriminierung sichtbar. Aber ins besonders die zuvor erwähnte starke Einigkeit und der Zusammenhalt der Bewegung führten zum Erfolg. Die scharfen Sanktionen, die bei Verstoß gegen den ADA festgeschrieben sind, sorgen bis heute für eine gewissenhafte Durchsetzung des Gesetzes.<sup>30</sup> Das hohe Ansehen, welches amerikanische Veteranen in der Gesellschaft genießen und der Faktor, dass sie oft mit einer oder mehrere Behinderungen aus dem Krieg zurückkehrten, spielte in die hohe Akzeptanz der Bewegung ein. Auch dass die Umsetzung der im ADA verpflichtenden Zugänglichkeiten, wie durch bauliche Maßnahmen, Einrichtung barrierefreier Sanitätsanlagen, Speisekarten in Braille, steuerliche Vorteile brachte, schaffte einen Anreiz für Unternehmer diese umzusetzen.<sup>31</sup> Durch die weitreichenden Umsetzungen des ADA und die dem vorhergehenden Bestrebungen und Kämpfe der Aktivisten ist die Zugänglichkeit in den USA heute also so omnipräsent.

Dass zwischen dem gesetzlichen Anspruch und der gelebten Praxis an Universitäten eine Diskrepanz besteht, lässt sich oftmals schon mit ungeschultem Auge erkennen. Durch die im Anschluss vorgestellten ausgewählten Methoden der Feldforschung möchte ich versuchen, eine Auswahl dieser Diskrepanzen, welche sich in der Arbeit mit den Teilnehmenden gezeigt haben, klar zu benennen und diese beispielhaft als Teil einer größeren Problematik vorzustellen.

---

<sup>28</sup> Ebda., S. 14

<sup>29</sup> Ebda., S. 14

<sup>30</sup> Ebda., S. 17 und S. 21

<sup>31</sup> Vgl. Ebda., S. 19

### 3. Methodologie und Selbstreflexion

#### 3.1. Forschungsdesign und Methodenauswahl

Bereits zu Beginn dieser Arbeit berichtete ich von der starken intrinsischen Motivation nach meinem Unfall in diesem Feld zu forschen. Mein eigenes Erleben von Universität und Studium vor dem Unfall, als able-bodied Studentin mit funktioneller unbehandelter ADHS-Diagnose und nach dem Unfall, in der Hybrid-Lehre, im Rollstuhl, an Krücken mit Schienen und Hybrid-Gips, mit andauernden Schmerzen beim Stehen oder Sitzen UND mit unbehandeltem ADHS, waren für mich ein so stark kontrastierendes Erleben, dass ich mehr über das Erleben derer lernen wollte, die oftmals als Minderheit im Universitätsalltag übersehen werden. Das Übersehen geschieht hierbei meistens nicht aus Böswilligkeit oder Ableismus, sondern gründet auf vielschichtigen ineinandergreifenden strukturellen Schwachstellen.

Mein Forschungsdesign erstellte ich insgesamt drei Mal, so oft veränderte sich mein Forschungsvorhaben grundlegend. Während das erste Forschungsdesign noch auf eine kleinere Forschung in Wien ausgelegt war, entwickelte ich danach für einen Fördermittelantrag ein Forschungsdesign für eine größer angelegte Forschung an drei amerikanischen Universitäten in der Hoffnung Fördermittel für diese Forschung zu erhalten. Nachdem mein Fördermittelantrag für die Forschung allerdings abgelehnt wurde, entwickelte ich mein finales Forschungsdesign, welches fortan nur mehr die Forschung in South Carolina beinhaltete. Das Forschungsdesign wurde von der Forschungsfrage und meiner Motivation für diese Forschung geleitet und beinhaltete außerdem einen konkreten Zeitplan für Forschung und Auswertung, sowie eine Auswahl an Methoden und einen Fragenkatalog. Wieso ich mich in meiner Forschung für die University of South Carolina entschied und wie ich Kontakt zu den Teilnehmenden aufnahm, sowie deren Auswahlprozess, erläutere ich im vierten Kapitel dieser Arbeit.

In meiner Forschung wählte ich für einen Methodenmix aus ethnografischen Methoden an, darunter teilnehmende Beobachtung, leitfadengestützte Interviews, Walking Ethnography, Kartierungen (wie Mental Maps) und autoethnografische Reflexionen. Die

Walking Ethnography<sup>32</sup> und Kartierungen<sup>33</sup> sollten die Bewegungen von Studierenden mit Einschränkungen an der Universität betonen und visualisieren. Leider konnte ich vor Ort letztendlich die geplanten Kartierungen nicht durchführen, was ich in meiner abschließenden Reflexion in Kapitel 6.3 nochmals aufgreifen werde. Für die autoethnografischen Reflexionen nutze ich mein Forschungstagebuch, welches ich seit November 2022 führe. Dabei war es seit Beginn meiner Forschung ein weiterer wichtiger Aspekt, die methodenreflexive Ebene miteinzubeziehen und zu erforschen, wie die Methoden der Europäischen Ethnologie angepasst werden können, um das Erleben behinderter Menschen zu erfassen. Ein zentraler Gesichtspunkt ist die kritische Hinterfragung eines möglichen Bias der Methoden und auf meiner Seite als Forschende, aber auch Betroffene. Darauf möchte ich in Kapitel 3.3 tiefer eingehen. Im Weiteren möchte ich die vier Methoden, die ich in meiner Forschung angewandt habe, näher vorstellen und beschreiben.

### 3.2. Methodenbeschreibung

„Methoden der Feldforschung zeichnen sich durch die unmittelbare Nähe zu und die Interaktion mit den Menschen aus, mithilfe deren wir Forschende als Beobachtende, Teilnehmende und Fragende versuchen, neue Erkenntnisse zu gewinnen. Dabei ist die Kulturanthropologie in besonderer Weise am akteurspezifischen Handeln und Deuten interessiert und rückt damit das Subjekt in den Vordergrund der Forschung.“<sup>34</sup>

So eröffnen Bischoff et al. ihr Kapitel zu „beobachten, teilnehmen, fragen“ im Sammelwerk Methoden der Kulturanthropologie. Dieses Zitat fasst perfekt zusammen, wie geforscht wird und wieso ich diese Methoden für die Forschung wählte: gemäß meiner Forschungsfrage standen die Teilnehmenden und ihre Bedürfnisse und Ressourcen in meiner Forschung im Vordergrund. Ich wählte Methoden, die einen Austausch auf Augenhöhe und viel mehr ein gemeinsam Forschen als ein Erforschen ermöglichten. „Feldforschung ist ein Methoden-plurales Vorgehen (...)“<sup>35</sup> schreibt Miriam Cohn im

---

<sup>32</sup> Tschofen, Bernhard (2013): Vom Gehen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf eine elementare Raumpraxis. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109 (1), S. 58–79

<sup>33</sup> Siehe auch in Schwanhäusser, Anja: Kosmonauten des Underground, Frankfurt am Main, New York.

<sup>34</sup> Bischoff, C., Leimgruber, W. & Oehme-Jüngling, K. (2014). *Methoden der Kulturanthropologie*. UTB GmbH., S.69

<sup>35</sup> Cohn, M. in Bischoff et al, S. 72

selben Band; in meiner Forschung wurde mir schnell bewusst, dass dies auch bedeuten kann, dass zwei Methoden direkt aufeinander folgen können, gleichzeitig stattfinden oder Methodenwechsel dynamisch während der Forschung durchgeführt werden können und geschehen.

### **3.2.1. Leitfadengestützte Interviews:**

In der qualitativen Forschung herrschen insbesondere zwei Interviewformen vor: Das narrative Interview, wie u.a. durch Marketa Spiritova beschrieben<sup>36</sup>, und das leitfadengestützte Interview. Für meine Forschung wählte ich das leitfadengestützte Interview, weil es durch die Fragen klare Impulse gibt und Gespräche potenziell strukturiert<sup>37</sup> – gleichzeitig blieb ich in den Interviewsituationen für Impulse, Gegenfragen und Abwandlungen durch die Teilnehmenden offen, sodass ich zwar die Fragen aus meinem Leitfaden immer alle stellte, dies aber je nach Interview in Reihenfolge variierte und durch Fragen ergänzt wurde, die sich aus den Gesprächssituationen oder Berichten der Teilnehmenden ergaben.

Diesbezüglich schreibt Spiritova zum qualitativen Interview:

„Sowohl beim narrativen als auch beim leitfadengestützten Interview zeigt sich die Notwendigkeit hinsichtlich der Variabilität und Flexibilität des Bewegungsablaufs: Je nach Erzähler\_innentyp und Betroffenheitsgrad verlaufen die Gespräche mal mehr dialogisch, mal mehr monologisch. Damit gilt für beide Interviewformen eine möglichst große Offenheit, Sensibilität und Flexibilität der Forschenden während der Gesprächssituation.“<sup>38</sup>

Für meinen Leitfaden überlegte ich mir während des Erstellens des Forschungsdesigns 7 Fragen, genug, um Interviewsituationen von mindestens 30 Minuten zu erzeugen, aber nicht zu viele, als dass ich sie vergessen könnte und sich dadurch ablenkende Situationen während der Interviews ergeben sollten.

In jeder Form ist das Ziel des qualitativen Interviews eine entspannte Erzählsituation zu schaffen, in der es dem Interviewten möglich ist, Erfahrungen und Vorstellungen in einer angemessenen und vergleichsweise gewohnten Form zum Ausdruck zu bringen.<sup>39</sup> Der

---

<sup>36</sup> Spiritova in Bischoff et al., S. 117

<sup>37</sup> Ebda, S. 121

<sup>38</sup> Ebda.

<sup>39</sup> Ebda., vgl. S. 175

Ort, an dem das Interview durchgeführt wird, sollte möglichst vertraut sein, um eine offene Gesprächsatmosphäre zu gewährleisten und zugleich möglichst Einblicke in die private Sphäre zu gewinnen.<sup>40</sup> In meiner Forschung bat ich deswegen meine Teilnehmenden die Orte für unsere Interviews auszusuchen, bestanden diese darauf keine Idee oder keine Präferenz zu haben, bot ich 3 verschiedene Orte für die Interviews an, die sich schon bei meiner Ankunft im Feld erprobt und bewiesen hatten: ein kleiner Garten hinter einer Bibliothek auf dem Campusgelände, ein Spaziergang über den Horseshoe (siehe dazu 3.2.3. Walking Ethnography und Campusplan in Kapitel 4) oder ein Café in Campus-Nähe. Die Fragen sollten offen, direkt oder indirekt gestellt werden. Suggestiv- und sog. Warum-Fragen sollten vermieden werden. Verständnisfragen, nonverbale Erzählanstöße wie z.B. materielle Gesprächsanreize (Texte, Fotos, Briefe) versprechen gute Gesprächsverläufe.<sup>41</sup> Ein Interview bleibt jedoch kein alltägliches Gespräch und manchmal kann schon die Interviewsituation oder ein Aufnahmegerät zur Blockade werden.<sup>42</sup>

Aufgrund des unnatürlichen Charakters der Interviewsituationen und des Einflusses von Forschenden, Aufzeichnungsgeräten und auch einer Bewusstheit des Vorgangs bei Interviewten, müssen die Inhalte zirkulierend reflektiert werden. Direkt nach dem Interview muss ein Gesprächsprotokoll angefertigt werden, in welchem alle Details, die im Transkript nicht zu finden sind (Atmosphäre, Umgebung, persönliche Daten, Auftreten, etc.) aufgezeigt sind, um dieses später umfassender analysieren zu können.<sup>43</sup> Dafür nutzte ich mein Feldforschungstagebuch, welches ich auch bei den Interviews stets mit mir führte. Planung, Materialerhebung, Auswertung und Analyse von qualitativen Interviews laufen nicht linear ab, sondern sind parallel verlaufende Bestandteile eines Prozesses.<sup>44</sup>

---

<sup>40</sup> Ebda.

<sup>41</sup> Ebda.

<sup>42</sup> Ebda.

<sup>43</sup> Ebda.

<sup>44</sup> Vgl. Schmidt-Lauber, Brigitta, 2007. Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens, in S. Göttisch, A. Lehmann (Hg.) *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. Berlin: Reimer. 169–188.

Die leitfadengestützten Interviews bildeten in meiner Forschung das Herzstück, jedes Interview war zwischen 42 und 83 Minuten lang (reine Aufzeichnungszeit), sie wurden mit explizitem Einverständnis der Studierenden über mein Smartphone aufgezeichnet, oftmals fanden vor und nach dem Interview noch informelle Gespräche in verschiedenen Ausdehnungen statt. Die informellen Gespräche waren vorwiegend Smalltalk über gemeinsame Themen, wobei die Themen zwischen den Teilnehmenden stark variierten und manche informellen Gespräche länger wurden, als die Interviews selbst und ebenfalls tiefe Einblicke in das Erleben der Teilnehmenden ermöglichten, mit Erlaubnis verfasste ich auch hier Notizen. In den meisten Fällen verfolgten diese Gesprächssituation aber eine vertraute Gesprächsbasis zu schaffen, in der sich die Teilnehmenden wohl fühlten und sich mir anvertrauen wollten. Ein Interview musste ich während meiner Forschung allerdings auch abbrechen, weil die traumatischen Inhalte, die mir die Studierende in diesem Interview anvertraute, uns beide emotional überwältigte. In dieser Situation war es für mich wichtiger sicherzustellen, dass die Teilnehmerin psychologische Unterstützung und Hilfe von einem Profi erhält, als das Interview zu führen und Daten zu gewinnen.

Zunächst versuchte ich die Interviews mit Hilfe einer Software<sup>45</sup> zu transkribieren, schnell wurde mir jedoch klar, dass ich mit den Ergebnissen nur zufrieden sein würde, wenn ich die Transkripte manuell anfertigen würde. Ich transkribierte also in zwei Durchgängen die Tonaufzeichnungen und wertete diese anschließend anhand meiner Forschungsfrage aus, suchte Gemeinsamkeiten im Erleben, notierte Auffälligkeiten, Perspektiven, Themen und Unterschiede, um sie dann in Kategorien systematisch festzuhalten.

### **3.2.2. Teilnehmende Beobachtung:**

Teilnehmende Beobachtung gewinnt weiterhin auch außerhalb des Feldes der Ethnologie an Relevanz; durch die tiefgehende empathische Art der Wissenserhebung erfreut sich die Methodik interdisziplinär an Beliebtheit. Blommaert und Jie schrieben 2010 „People are not cultural or linguistic catalogues, and most of what we see as their cultural and social behaviour is performed without reflecting on it and without an active awareness

---

<sup>45</sup> noScribe, zur Nutzung der Software reflektiere ich in der Methodenreflexion

this is actually something they do.“<sup>46</sup>. Die Teilnehmende Beobachtung ermöglicht demnach Einblicke in alltägliche Praktiken, während Interviews die subjektive Sicht der Befragten aufdecken. Durch die Anwendung der Teilnehmenden Beobachtung im Feld erhoffte ich genau an diesem Punkt anzusetzen und schlüssige Einblicke in die Praktiken, die die Teilnehmenden als alltäglich wahrnehmen zu erhalten und diese untersuchen zu können. Interviews decken immer nur die subjektive Sicht des Befragten ab, Teilnehmende erzählen in der Regel aus ihrer Wahrnehmung heraus und auch so, wie sie wahrgenommen werden wollen<sup>47</sup>. In dieser Hinsicht ergänzen sich die teilnehmende Beobachtung und das qualitative Interview unterstützend.

Mein Ziel war es also, durch die teilnehmende Beobachtung alltägliche Praktiken und Interaktionen im Hochschulkontext zu erfassen. Voraussetzung für meine obligatorische physische Anwesenheit im Feld<sup>48</sup>, also nicht nur auf dem Campus, sondern auch in den Universitätsgebäuden und Vorlesungen, Seminaren und anderen Kursen, war es also, nicht nur das Einverständnis der Teilnehmenden für meine Anwesenheit zu bekommen, sondern auch von ihren Lehrkräften und der Verwaltung. Um letztere Genehmigungen kümmerte sich das SDRC für mich, auf deren Unterstützung ich weiter in Kapitel 4 eingehe; das Einverständnis von den Lehrkräften holten die Teilnehmenden ein. Um also „an den Interaktionen der zu untersuchenden Personen teilnehmen, diese beobachten und die resultierenden Eindrücke festhalten“<sup>49</sup> zu können, begleitete ich die Teilnehmenden in ihrem universitären Alltag, ging mit ihnen in Lehrveranstaltungen und Labore, begleitete sie zu Ärzt:innen, traf sie in Cafés und Campusanlagen, bei sich zuhause und bei Freunden, bei Sportereignissen und Feiern. Trotz der vielen verschiedenen Orte und Ereignisse, zu denen ich die Teilnehmenden in meiner Forschung begleitete, kann trotzdem nicht von einer allumfassenden Abdeckung der Lebensrealitäten der Teilnehmenden gesprochen werden. In erster Linie passte ich mich dabei den Bedürfnissen der Teilnehmenden an, wodurch „anthropology by

---

<sup>46</sup> Blommaert, J. & Jie, D. (2010). *Ethnographic fieldwork: A Beginner's Guide*. Channel View Books., S. 4

<sup>47</sup> vgl. Schmidt-Lauber, 2007, S.172

<sup>48</sup> Cohn in Bischoff et al., S. 72

<sup>49</sup> Ebda., S. 72

appointment“<sup>50</sup> durchgeführt wurde. In diesem Punkt möchte ich allerdings betonen, wie wichtig es für mich als Forschende und im Umgang mit den Teilnehmenden war, die Bedürfnisse der Teilnehmenden und ihr Einverständnis zur Forschung bei jedem Treffen abzufragen und danach zu handeln und zu forschen. Demnach könnte man argumentieren, dass ich kein volles Bild des Erlebens der Studierenden abzeichnen kann, da ich sie nicht ins Krankenhaus, zum Department of Motor Vehicles, in die Ferien oder zu Beerdigungen begleitete<sup>51</sup>, da die qualitative Natur meiner Forschung aber keinen Anspruch auf ganzheitliche objektive Repräsentativität hat, wiegen die Bedürfnisse der Teilnehmenden für mich schwerer, als meine Neugier als Forschende möglichst viele Aspekte des Lebens der Teilnehmenden mitzuerleben.

Meine treuesten Begleiter in der Feldforschung waren mein Forschungstagebuch und mein Handy, welches ich für Ton- und Bildaufnahmen nutzte, in seltenen Fällen brachte ich meinen Laptop mit ins Feld. Um Ablenkung und Störungen der Teilnehmenden und auf meiner Seite aber möglichst gering zu halten, beschränkte ich mich wann immer es ging auf das Handy, einen Kugelschreiber und mein DIN A5 Notizheft. Durch meine „Ausrüstung“ unterschied ich mich zumindest auf dem Campus nicht zu stark von den Teilnehmenden, da auch sie im universitären Kontext Unterlagen und Schreibmaterialien mit sich führten, im ständigen protokollieren und Notizen schreiben allerdings schon.<sup>52</sup> Eine Teilnehmerin kommentierte meine Ausrüstung als „not frightening in the slightest, this s\*\*\* isn’t clinical at all“<sup>53</sup>, also als nicht einschüchternd oder klinisch, was ich als positives Zeichen verstand.

Miriam Cohn beschreibt in ihrem Beitrag auch die letzte Phase der teilnehmenden Beobachtung, die Phase des Abschiedes, welcher meist „graduell über einen längeren Zeitraum hinweg“<sup>54</sup> stattfindet. Diese Phase fiel in meiner Forschung mit den Teilnehmenden unterschiedlich aus: während einige sich noch vor Ort von mir

---

<sup>50</sup> Ebda., S. 74

<sup>51</sup> Gründe warum Termine für Forschungstage abgesagt oder verschoben wurde

<sup>52</sup> Cohn in Bischoff et al., S. 75

<sup>53</sup> Interview mit Tara am 03.05.2024

<sup>54</sup> Cohn in Bischoff et al., S. 77

verabschiedeten, während ich selbst das Feld verließ, blieben andere noch lange Zeit nach meiner Zeit im Feld in Kontakt und suchten diesen Anschluss auch später noch. Hierbei lässt sich unterscheiden zwischen Teilnehmenden, die für die Thematik der Forschung mit mir in verbunden blieben, worauf ich in der Vorstellung der Teilnehmerinnen auch kurz eingehen werde, und Teilnehmenden, die mich regulär an ihrem Leben teilhaben lassen wollten, mich also zu ganz anderen Themen außerhalb der Forschung immer wieder kontaktierten. Dies spiegelt wiederum das Nähe-Distanz-Verhältnis zwischen mir und den Teilnehmenden wider, auf welches ich in Kapitel 3.4 eingehen werde.

### **3.2.3. Walking Ethnography:**

Die Walking Ethnography als erlebende Methode soll die von Einschränkungen geprägten Bewegungen der Studierenden an der Universität betonen. Mein Körper, der Körper als Konzept und die verschiedenen Einschränkungen, mit denen die Teilnehmenden lebten, wurden für mich ein zentrales Element der Forschung. Mohr und Vetter schreiben in ihrem Beitrag zur Körpererfahrung in der Feldforschung:

„Die Frage nach der Bedeutung des Körpers bei und für die Feldforschung ist nicht einfach nur eine methodische Frage, sondern auch immer gleich eine erkenntnistheoretische. Körper und das über sie zugängliche Wissen sind zentrale Bestandteile von Feldforschung.“<sup>55</sup>

Wie auch Mohr und Vetter beschäftigte mich die Frage, wie „mit Körper und Körpererfahrungen in ethnografischer Forschung bewusst umgegangen werden kann, um Erkenntnisse im Sinne des jeweiligen Forschungsinteresses zu gewinnen.“<sup>56</sup> Hier war ein zentrales Element für mich, dass nicht nur die teilnehmenden Studierenden Einschränkungen hatten, sondern mein eigener Körper immer noch in einem komplexen Heilungsprozess feststeckte, so war mein Schienbein während der Forschung an drei Stellen komplex gebrochen und wurde von Titan Schienen und 26 Schrauben zusammengehalten, ich hatte mich aber, wie die Teilnehmenden, mit meiner Situation arrangiert – ich ging, mal besser und mal schlechter, legte die meisten Strecken auf dem Campus oder zum Campus hin zu Fuß hinter mich und teilte mein Befinden und meine

---

<sup>55</sup> Mohr und Vetter in Bischoff et al., S. 107

<sup>56</sup> Ebda., S. 102

Schmerzen ganz offen mit den Teilnehmenden, so wie sie ihre Befinden und Schmerzen mit mir teilten. In der Konzeption meiner Forschung plante ich, durch das gemeinsame Gehen die Bewegungsmuster der Studierenden zu verstehen und zu untersuchen. Womit ich nicht rechnete, war, dass meine eigene Einschränkung und diese gemeinsame Körpererfahrungen der Schlüssel zu meinem Verstehen und meinen Erkenntnissen in der Walking Ethnography wurde.

Der Ablauf dieser Forschung folgte keinem strengen Muster: manchmal trafen die Teilnehmenden und ich uns bewusst zum Spazieren, oder für Campusführungen, in anderen Situationen ergab sich die Walking Ethnography durch die Umstände: weil Seminare ausfielen, weil spontan Erledigungen zu tun waren, weil das Wetter am Nachmittag besonders schön war oder weil den Teilnehmenden ein Ort einfiel, den sie mir unbedingt noch zeigen wollten. Die Wege, die wir gingen, waren dementsprechend vielfältig, je nach Tagesform wählten wir unterschiedliche Routen zu gleichen Zielen. Trotz der teilweisen unterdurchschnittlich schlechten Fußgängerwege wunderte ich mich, dass die Teilnehmenden während dieser Forschungsabschnitte nicht auch nur ein Mal vorschlugen, auf ein Verkehrsmittel wie den Bus oder ein Taxi umzusteigen; die Erkenntnisse dieser Forschung werden insgesamt im fünften Kapitel besprochen. Aber nicht nur das Gesagte und Besprochene wird in der Walking Ethnography miteinbezogen, es gilt auch zu beobachten und zu beschreiben.

Die Walking Ethnography und als Teil davon das bewegte Interview im Feld soll also den „Zusammenhang zwischen physisch-räumlichen Umwelten und dem Erleben der Akteurinnen und Akteure“<sup>57</sup> verdeutlichen. Somit setzt sie die kulturanthropologische Raumtheorie methodisch um.<sup>58</sup>

---

<sup>57</sup> Keding und Weith in Bischoff et al., S. 131

<sup>58</sup> Vgl. ebda

### 3.2.4. Autoethnografische Reflexionen:

Autoethnografie ist ein Forschungsansatz, der persönliche Erfahrungen beschreibt und analysiert, um kulturelle Erfahrungen zu verstehen.<sup>59</sup> Da mein Forschungsinteresse und meine Motivation für die Feldforschung klar durch mein persönliches Erleben und die Auswirkungen meines Unfalls auf mein Leben bedingt waren, plante ich ebenfalls eine autoethnografische Reflexion während meiner Forschung durchzuführen. „Forschende nutzen Grundsätze der Autobiografie und Ethnografie, um Autoethnografie zu betreiben und zu schreiben. Daher bezeichnet Autoethnografie sowohl eine Methode/einen Prozess als auch ein Produkt.“<sup>60</sup> Während ich zu Beginn autoethnografisch meine eigenen Erlebnisse und Erfahrungen anhand einer Analyse eines Forschungstagesbuchs, welches ich unmittelbar nach meinem Unfall startete, in einen größeren sozialen und kulturellen Rahmen einordnen wollte, wurde mir in der Auswertung meiner Daten aus dem Feld schnell bewusst, dass ich mit meinen Teilnehmenden schon mehr Daten gesammelt hatte, als ich in dieser Arbeit verwerten könnte. Darum nutzte ich diese Methode in erster Linie um meine Rolle als weibliche, queere, behinderte Forscherin im Feld aber auch meinen Bias, der sich durch mein Erleben und meine Einschränkungen ergab, zu reflektieren. Die Ergebnisse dessen möchte ich gerne im nächsten Kapitel vorstellen.

### 3.3. Reflexionen zur Methodik, Bias und Rolle der Forscherin

Ursprünglich sah ich für meine Forschung vor, eine umfassendere Methodenpluralität durchzuführen als der zeitliche Rahmen, meine Auslastung im Feld und der Rahmen dieser Arbeit schlussendlich zuließ. Die teilnehmende Beobachtung und das qualitative Interview, die beiden Methoden, die meine hauptsächliche Forschungsarbeit ausmachen, wählte ich wohl auch, weil sie mir am vertrautesten waren und somit ein gewisses Selbstvertrauen in der Ausführung dieser herrschte. Die Walking Ethnography und das Auseinandersetzen von Körperlichkeit im Feld stammten aus einem persönlichen Interesse der Methodenausübung, so wurde im Sommersemester 2023 am Institut für Europäische Ethnologie in Wien ein Seminar zur Methode angeboten, durch meinen Unfall und meine körperlichen Einschränkungen konnte ich an diesem jedoch

---

<sup>59</sup> Vgl. Ellis, C., Adams, T. E. & Bochner, A. P. (2010). Autoethnografie. In *VS Verlag für Sozialwissenschaften eBooks* (S. 345–357). [https://doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8\\_24](https://doi.org/10.1007/978-3-531-92052-8_24)

<sup>60</sup> Ebda.

nicht teilnehmen – seither war mein Interesse geweckt, die Methode jedoch in der Forschung auszuüben. Kartierungen, die ich durch die Arbeit in einem Blockseminar mit Dr. Anja Schwanhäuser kennenlernte<sup>61</sup>, wollte ich ursprünglich unbedingt im Feld umsetzen, um meine Erkenntnisse nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu visualisieren, da die anderen Methoden mich und die Teilnehmenden im Feld aber auslasteten, musste ich sie schweren Herzens auslassen, im Rahmen einer längeren und umfangreicheren Forschung würde ich diese Methode allerdings wieder einplanen und durchführen wollen. Ebenso fiel durch den Forschungsrahmen und die Menge an Daten eine tiefere Durchführung autoethnografischer Forschung kleiner aus als ursprünglich geplant; hier war es mir letztendlich wichtiger die Daten, die ich mit den Teilnehmenden erhoben hatte auszuwerten und vorzustellen, als meine eigenen Notizen, die früher datiert waren als der Zeitpunkt meiner Forschung.

Ebenso muss erwähnt werden, dass der Campus der University of South Carolina für mich kein unbeschriebenes Blatt waren: bereits seit 2018 reise ich in regelmäßigen Abständen nach South Carolina, um meine Freund:innen vor Ort zu besuchen. Schon bei meinem ersten Besuch erhielt ich eine Führung über den Campus und lernte die Stadt und das studentische Leben vor Ort kennen. Dieser Blickwinkel änderte sich in meiner Forschung allerdings schlagartig, da ich meine Umgebung vor Ort nie aus dem Blickwinkel der Zugänglichkeit betrachtet hatte und die Forschung mit den Studierenden und die Einschränkungen meines eigenen Körpers meinen Blick veränderten und schärften.

Seit meinem ersten Besuch im Jahr 2018 versuchte ich außerdem aktiv meine sozial-ökonomische Voreingenommenheit zu reflektieren; vor meinem ersten Besuch war mein Bild der USA, aber im speziellen der Südstaaten, vorwiegend von Vorurteilen geprägt. Als politisch sozialistisch geprägte, queere, aber auch privilegierte weiße westeuropäische Frau schaue ich auch heute kritisch auf die politischen und soziokulturellen Vorgänge in den USA, an der Reflektion meiner eigenen Vorurteile arbeite ich aber fortwährend. Nicht nur der städtische Raum war mir bekannt, auch an der Universität als Institution und als soziokultureller Raum bewegte ich mich in meiner Rolle als Studentin und Forschende

---

<sup>61</sup> 2023S 080037-1 M510 Methodologie: Workshop Comic Ethnografie im Sommersemester 2023 an der Universität Wien

selbstbewusst und mit großer Vertrautheit. Hier war es besonders wichtig, meine eigene Rolle im Feld und meine Vorkenntnisse kritisch zu hinterfragen.

Nun kann man diskutieren, ob ich in meiner Position als Studentin mit Behinderungen zu nah an meiner eigenen Forschung sei, ob der Unfall und mein Erleben von Hochschule das Forschungsinteresse verschleierten und das Nähe-Distanz Verhältnis zu stark beeinflussten. Ich möchte hier entschieden entgegen, dass meine eigenen Erfahrungen mein Forschungsinteresse zwar weckten und verstärkten, ich meine eigene Position aber schon seit Beginn der Konzeption dieser Forschung kritisch hinterfragte und auch meine Rolle im Feld kontinuierlich reflektierte, sowohl in autoethnografischen Reflektionen aber auch im Austausch mit anderen Forschenden. Außerdem ermöglichte mir das Erzählen meiner eigenen Geschichte eine spezielle Verbindung zwischen den Teilnehmenden und mir als Forscherin aufzubauen. Ich teilte mein Forschungsinteresse und meine Motivation in der E-Mail an die Studierenden, in welcher ich sie zur Teilnahme an meiner Forschung einlud, und die Studierenden schienen diese Offenheit und die Gemeinsamkeit der Einschränkung mit großem Vertrauen und Interesse zu belohnen.

Ein weiterer Aspekt, der mich für die Teilnehmenden zugänglich machte, war mein Gender. So fragte ich während meiner Forschung die Teilnehmenden, ob sie sich auch auf die E-Mail gemeldet hätten, wenn ein männlich gelesener Forschender sie geschrieben hätte – die Antworten darauf waren von Unsicherheit geprägt. Während ein nicht binärer Studierender angab, auf eine E-Mail von einem Cis-Mann ganz klar nicht geantwortet zu haben<sup>62</sup>, war sich eine Teilnehmerin sicher sie hätte zumindest dem Vorgespräch zugestimmt<sup>63</sup> und ein Teilnehmer sagte „I couldn't say? Possibly no. I read your E-mail, and I wanted to participate (...) I don't think (.) I don't think I would've felt that if the E-mail came from a man. (..) Like I felt that I could trust you, y'know?“<sup>64</sup>. Dieses Vertrauen, ohne mich vorher getroffen zu haben, schreibe ich einem grundsätzlichen Vertrauen gegenüber Cis-Frauen zu, welches aus stereotypen Gender-Rollen in der westlichen Mehrheitsgesellschaft entspringt. Ein zusätzlicher Punkt, der Vertrauen zwischen mir und

---

<sup>62</sup> Interview mit Avery am 02.05.2024

<sup>63</sup> Interview mit Portia am 23.05.2024

<sup>64</sup> Interview mit Allan am 14.05.2024, die (.) (..) (...) indizieren Pausen beim Sprechen

einigen Teilnehmenden schuf, war meine klare Positionierung als queere Feministin, welches sich unter anderem an Stickern auf meiner Wasserflasche, die ich meist mit mir führte, und anderen Alltagsgegenständen darstellte. Diese Positionierung schaffte eine Vertrauensbasis mit meinen queeren, weiblichen und non-binären Teilnehmenden, da eine ähnliche Weltanschauung suggeriert werden konnte und somit eine Identifikation mit ähnlichen Werten und Miteinander stattfand.

Diese grundsätzliche Vertrautheit barg aber auch Komplikationen, so testete sie mehr als einmal das Nähe-Distanz Verhältnis zwischen mir und Teilnehmenden. Schnell begannen einige Teilnehmenden mich mehr als Freundin als Forscherin wahrzunehmen. Eine Wahrnehmung deren Grundlage die Vertrautheit und enge Zusammenarbeit in der Forschung und zahlreichen Stunden, die wir gemeinsam verbrachten, war. So wurde ich zu Geburtstagsfeiern, Mittagessen und Wanderungen und Abschlusszeremonien eingeladen, was für meine Forschung nicht uninteressant gewesen wäre, die Einladungen entstammten aber nicht einem Forschungsinteresse der Teilnehmenden, sondern einem Wunsch nach mehr Nähe oder Freundschaft. Hier lag es an mir eine klare Abgrenzung auszusprechen, den Charakter meiner Forschung aufzuzeigen und trotz der Nähe in der Forschung eine Distanz zu den Teilnehmenden zu erhalten; dies gelang mal besser und mal weniger erfolgreich, so dass ich Teilnehmende mit denen ich die Distanz nicht aufrechterhalten konnte, aus meiner Forschung ausschloss.

Ein weiterer Aspekt der Reflexion ist der bilinguale Charakter dieser Forschung. So führte ich meine Forschung vor Ort komplett in Englisch durch, mein Sprachlevel ordnet sich zwischen C1 und C2 an, dies ergibt sich durch meinen Bachelor Schwerpunkt in der Anglistik und durch meine sozialen Netzwerke, in denen Englisch als Lingua Franca dient, da die meisten meine:r Freund:innen monolingual Englisch sprechen. Trotzdem ergeben sich durch den Sprachaspekt in der Forschung Situationen, in denen ich als non-native Speaker entweder die Studierenden um zusätzliche Erklärungen oder Umschreibungen bitten musste. Dies kann potenziell dazu führen, dass diese Aussagen dann durchdachter waren als die spontanen Reaktionen und Antworten in den Interviewsituationen. Dazu muss ebenfalls erwähnt werden, dass in South Carolina ein breiter Dialekt gesprochen wird, den ich zwar in den meisten Fällen gut verstehe, der aber in Situationen zu Bitten der

Wiederholung oder Klärung führte. Außerdem führt mein subjektives Verständnis der Fremdsprache auch zu Deutungen in der Analyse, die andere Forschenden potenziell anders deuten könnten. Hierbei half mir der Austausch mit befreundeten Akademiker:innen, mit denen ich englische Linguistik studiert habe, aber auch mit anderen Englisch-Muttersprachler:innen.

Als abschließenden Punkt der Reflexion möchte ich die starke gegenseitige Verbundenheit aufführen, die mich und die Teilnehmenden verband. Für mich ergab sich diese in erster Linie aus dem starken Kontrast zur vorherigen Enttäuschung durch wenig Interesse an meiner Forschung in Wien, worauf ich im nächsten Kapitel weiter eingehen werde. Die Dankbarkeit der Teilnehmenden für meine Forschung war für mich allerdings eine komplexe Thematik, da ich erst annahm, dass die Studierenden etwas von mir erwarteten: Hilfestellung, Veränderung, Anerkennung in einem größeren Forschungssinn?

Hier versuchte ich erst Erwartungshaltungen der Teilnehmenden herauszufinden und diese anzupassen, zu betonen, dass meine Forschung nicht repräsentativ sein würde und „nur“ eine Masterarbeit ergeben würde, dass ich nicht versprechen könnte, dass sie vom Mittelbau der Universität überhaupt wahrgenommen werden würde. Eine Teilnehmerin sagte daraufhin zu mir

„I am literally just excited that you’re here (..) I mean how cool is it that someone is recognizing us (..) and like our struggles. I mean. Yeah. No that’s enough for me to be excited to help you, personally. [...] Also (..) I get to tell my friends I’m working with a German researcher, that’s just so cool!”<sup>65</sup>

Die Teilnehmenden, denen ich den Erfolg dieser Forschung also verdanke, sowie den Forschungskontext meiner Forschung möchte ich im folgenden Kapitel vorstellen.

---

<sup>65</sup> Interview mit Ida, 23.04.2024

## 4. Forschungskontext USA: Forschungszugang und Teilnehmende

### 4.1. Auswahl der University of South Carolina als Feldforschungsort

Der Feldforschung in South Carolina zwischen April und Juni 2024 gingen schon einige Monate der Vorbereitung voraus. Die Notwendigkeit meiner Auslandsforschung ergab sich aus zwei wesentlichen Gründen: Zum einen stieß die Forschung in Wien auf Schwierigkeiten, da das Team Barrierefrei keine zeitlichen Ressourcen für Unterstützung oder Teilnahme an der Forschung aufbringen konnte. Viele Interviewanfragen an Studierende mit körperlichen und/oder gesundheitlichen Einschränkungen wurden kurz vor den geplanten Terminen abgesagt oder verschoben. Ein weiterer Hinderungsgrund liegt im gesellschaftlichen Diskurs zur Thematik Behinderung, der im deutschsprachigen europäischen Raum oft mit Stigmata verbunden ist. Viele Studierende möchten sich trotz Einschränkungen nicht als eingeschränkt oder behindert wahrnehmen oder darüber sprechen.

Zum anderen zeigt sich in den USA ein tief verwurzeltes Verständnis für Accessibility, das sich in alltäglichen Infrastrukturen und der Architektur widerspiegelt. Im Umgang mit Einschränkungen und Barrieren herrscht dort ein anderes (Selbst)Verständnis. Die Umsetzung von Accessibility ist in Nordamerika breit angelegt. Insbesondere Universitäten in den USA verfügen über einen größeren Ressourcenspielraum. Die University of South Carolina (USC) in Columbia hat mir bereits bei unserem ersten Gespräch Unterstützung für meine Forschung zugesagt, was die vielversprechenden Möglichkeiten einer Forschung in den USA unterstrich.

Bereits im Oktober 2023 streckte ich meine Fühler für andere Forschungsstandorte aus. Hierfür waren einige Eckpunkte für die Wahl meines Forschungsstandortes wichtig: ich kontaktierte in erster Linie Partneruniversitäten der Universität Wien, um auf diese etablierte Beziehung verweisen zu können. In zweiter Linie wählte ich Universitäten an Standorten, an denen ich bereits Menschen kannte, um auf meine bestehenden sozialen Netzwerke zugreifen zu können. Ebenfalls sprach ich Universitäten an, welche leicht zugängliche Informationen zu ihren Angeboten für Studierende mit Behinderungen anboten. In der Konzeption meiner Forschung plante ich zunächst an drei verschiedenen

Hochschulstandorten zu forschen, dieses Vorhaben gab ich allerdings zeitnah mangels zusätzlicher finanzieller Unterstützung für die Forschung auf und konzentrierte mich auf die University of South Carolina (USC), deren Antworten auf meine Anfrage enthusiastisch erschienen und deren Lage in Columbia, South Carolina, für mich strategisch günstig war, da ich dort bereits ein breites soziales Netzwerk von Freund:innen hatte, welche selbst USC Absolvent:innen waren. Ab November 2023 stand ich im Kontakt mit einer Mitarbeiterin der USC und trat verschiedenen Gruppen in Social Media Netzwerken, unter anderem auf Reddit und auf Facebook, bei. Die Posts der Studierenden in diesen Netzwerken halfen mir, eine grobe Vorstellung von den Herausforderungen der Studierenden zu entwickeln und konkrete Fragen für meine leitfadengestützten Interviews zu formulieren.

#### 4.2. Accessibility an der USC: Campus Plan und Auftrag des Student Disability Resource Centers

In Kapitel 2.3 zum rechtlichen Kontext und der UN-Behindertenkonvention ging ich bereits auf den ADA und die damit verbundene rechtliche Absicherung gegen Diskriminierung auf Grund von Behinderung im öffentlichen Raum und in Institutionen ein. Studierende mit Behinderungen haben in den USA einen besonderen Schutz an Universitäten und bekommen je nach Diagnose und ärztlichen Attesten eine Reihe von accommodations durch die Universität, die gleichen Zugang zu Bildung und dem universitären Leben gewährleisten sollen, dazu führt das Student Disability Resource Center (SDRC) der University of South Carolina folgende Leitlinie auf ihrer Website auf:

„Every student deserves equal access to all aspects of the USC experience. Our team empowers students with disabilities and collaborates, coordinates efforts, and consults with faculty, staff, students, and campus partners to ensure equal access to education and university life.“<sup>66</sup>

Die Thematik, was Studierende an Unterstützung “verdienen” (deserve), oder viel mehr, was sie die Teilnehmenden über diese Thematik und ihre eigene Rolle in diesem Kontext denken, greife ich in der Auswertung der Interviews im 5. Kapitel dieser Arbeit auf. Diese kurze Selbstbeschreibung fasst aber nicht nur die Aufgaben des SDRC zusammen,

---

<sup>66</sup> Student Disability Resource Center University of South Carolina – About – Zugriff am 09.04.2025 um 12:16 Uhr

sondern lässt auch Rückschlüsse auf das Selbstverständnis der Institution zu, nach denen ich mich in Interviews mit Mitarbeitenden des SDRC, aber auch in Gesprächen mit den Studierenden, welche Förderungen erhalten, erkundigte. Das Team des SDRC an der USC besteht momentan aus einer Business Managerin, einer Direktorin, und elf Angestellten, von denen vier die Position des Disability Ressource Koordinator:in innehaben, also die zugeteilten Ansprechpartner:innen der registrierten Studierenden sind. Disability Ressource Koordinator:innen fungieren als Schnittstelle zwischen den Studierenden und der Institution, beraten Studierende zu accommodations und vertreten diese ebenfalls, wenn Studierende Probleme oder Beschwerden innerhalb der Universität haben. Wie zu Beginn dieses Kapitels erwähnt, waren im April 2024 4705 Studierende registriert, welche sich auf vier Koordinator:innen aufteilen. Wie unterschiedlich die Teilnehmenden die Unterstützung durch das SDRC wahrnehmen, wird in Kapitel 5 erörtert.

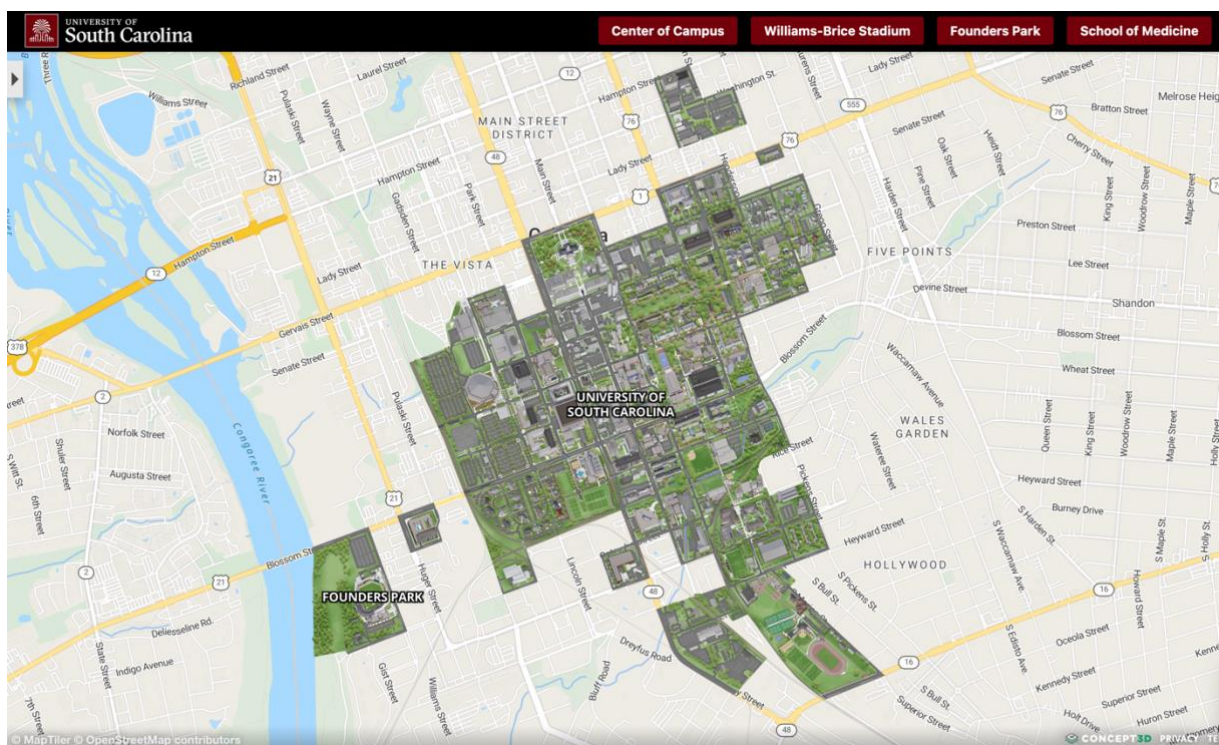


Abbildung 1: Screenshot des Campusplan am 09.04.2025

Der Campus der University of South Carolina ist in großen Teilen ein historischer. Die Universität wurde im Jahr 1801 gegründet, die meisten Gebäude auf dem „Horseshoe“ (der zentrale Ort des Campus mit Parkanlage in Hufeisenform, die Adresse lautet Horseshoe Drive) stammen aus dieser Zeit oder den folgenden Jahrzehnten. Der Campus

umfasst Universitätsgebäude und angelegte Grünflächen, die im fast tropischen Klima in South Carolina Schatten spenden und die Wege zwischen den Universitätsgebäuden angenehmer gestalten sollen.

Außerhalb des zentralen Campus gestaltet sich die Fortbewegung zu Fuß schwer: Columbia ist eine hügelige Stadt mit teilweise sehr starken Steigungen. Nicht umsonst heißt die Gegend um den zentralen Campus University Hill. Gehwege sind nicht immer gepflegt und Ampeln oder Fußgängerüberwege sind nicht an jeder Kreuzung vorhanden. Teilweise sind Universitätsgebäude durch Brücken verbunden, in den meisten Fällen ist dies aber nicht der Fall. Die Straßen im Stadtzentrum sind stark befahren, Baustellen erschweren die Fortbewegung ganzjährig. Durch die Stadt verlaufen außerdem zwei ungesicherte oder nur teilgesicherte Bahnlinien.

Der Campus ist 218 Morgen (ungefähr 882214,7 Quadratmeter) groß und schließt neben dem zentralen historischen Campus auch im Stadtgebiet liegende Studierendenunterkünfte und das Areal um das Footballstadion ein. Die Universität stellt einen Shuttlebus mit zwei Linien (Red und Blue) für Studierende und Mitarbeitende zur Verfügung, welcher an den Hauptgebäuden der Universität hält. Für Studierende mit Behinderungen unterhält die Universität außerdem theoretisch einen Transportservice. Das Hauptverkehrsmittel ist aber definitiv das Auto. Zwischen den Universitätsgebäuden stehen deswegen auch große Parkhäuser zur Verfügung, für welche die Studierenden und Mitarbeitenden Parkausweise kaufen können. Im Semester sind die Parkhäuser jeden Tag voll belegt. Trotzdem sind die Strecken zwischen den Gebäuden selbst für able-bodied Studierende zu Fuß oft schwer zwischen den Kursen zu meistern, Penelope<sup>67</sup> sagte mir dazu: „If you had an 8am class at Swearingine and then a 9.30 at Gambrell, you’d be f\*\*\*\*\*.“<sup>68</sup> „Swearingine“ wurde mittlerweile zu „Molinaroli College of Engineering and Computing“ umbenannt und befindet sich am westlichen Ende des College, am Fuß des sogenannten Campus Hills, Gambrell Hall beherbergt das Geschichtsinstitut im

---

<sup>67</sup> Pseudonym

<sup>68</sup> Gespräch mit Penelope am 10.04.2024

östlichen Teil des Campus – die Strecke zwischen den beiden Gebäuden ist ungefähr 1.8 Kilometer lang und teilweise steil, was die häufige Nutzung von Autos erklärt.

Neben dem offiziellen Campus Grund gehört der Stadtteil Five Points inoffiziell ebenfalls zum Bereich der Studierenden; hier finden sich eine Auswahl an Restaurants, Cafés und Geschäften, aber auch College Bars, die speziell Studierende ansprechen. Die Häuser und Wohnungen im Viertel werden vorwiegend von Studierenden bewohnt. Am anderen Ende des Campus befindet sich das „Greek Village“, wo die Studierendenverbindungen riesige Häuser unterhalten, in denen gelebt und gefeiert wird. Diese Studierendenverbindungen, sogenannte „Sororities“ und „Fraternities“<sup>69</sup> Die Studierendenverbindung der Studierenden mit Behinderung, die eine Teilnehmerin der Forschung leitet, unterhält dort allerdings kein Haus, diese Verbindung ist rein organisatorischer und sozialer Natur. Auf dem gesamten Campus und in Five Points stehen blaue Notrufsäulen, über die man im Notfall den Universitätssicherheitsdienst verständigen kann.

---

<sup>69</sup> Klassische Studierendenverbindungen in den USA sind nach Geschlechtern getrennt und oft nach altgriechischen Buchstabenfolgen benannt, sie fordern einen Aufnahmetest in denen Anwärter:innen Mutproben bestehen, um zu beweisen, dass sie der Aufnahme würdig sind, diese gehen manchmal sogar tödlich aus. Wird man Mitglied in einer Verbindung, gibt es eine strenge Hierarchie und man zahlt teilweise hohe Mitgliedsbeiträge, je nachdem welche Position man in der Hierarchie innehat und wie viel Beitrag man zahlt, darf man in den Häusern wohnen. Die Häuser haben oft einen höheren Komfort als universitäre Studierendenunterkünfte, verfügen beispielsweise über Personal und sind Veranstaltungsort der Versammlungen der Verbindung, Alumni Treffen und Partys. Die klassische Studierendenverbindung ist so tief in das Bild des US-amerikanischen Hochschullebens eingeprägt, dass sie ganze popkulturelle Filmreihen prägten.

Blendet man die Accessibility Funktionen in der Karte ein, sieht der Plan des Campus wie folgt aus.

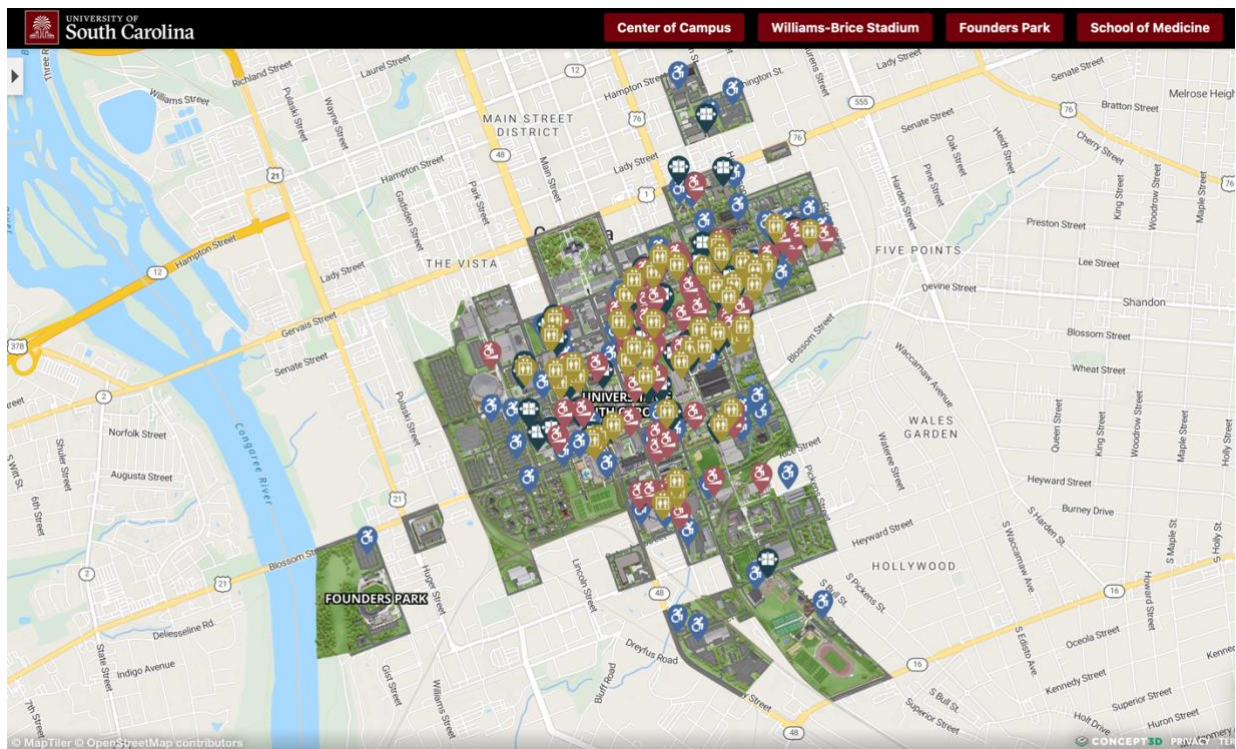


Abbildung 2: Screenshot des Campus Plan mit accessibility Funktion am 09.04.2025

Hier stehen die roten Icons für Rollstuhlrampen, die blauen Icons für behindertengerechte Parkplätze in Gebäudenähe, die goldenen Icons für Aufzüge und die tiefdunkelgrünen Icons stehen für automatische Türen.

Die neueren Gebäude in den Randbereichen des Campus haben auf dem Plan keine ausgewiesenen Rampen, da die Gebäude ebenerdig gebaut sind und keine Türschwellen vorhanden sind. Im historischen Teil des Campus wurden an die historischen Gebäude jeweils vor oder hinter den Gebäuden Rampen angebracht, nicht alle Gebäude in diesem Bereich haben jedoch automatische Türen erhalten. Jedes mehrstöckige Gebäude an der USC wurde mit mindestens einem Aufzug versehen. Was auf dieser Karte jedoch fehlt, sind die starken Höhenunterschiede zwischen den Gebäuden, sowie eine Anmerkung zur Qualität der Straßen um die Gebäude herum. Insbesondere der Horseshoe mit den roten Klinkerstein-Wegen und den weitflächig flachverwurzelten alten Bäumen ist zwar ästhetisch, jedoch für Menschen mit physischen Einschränkungen, insbesondere Rollstuhlfahrer:innen und Menschen mit anderen Gehhilfen, ein schwieriges Terrain.

### 4.3. Feldzugang und Rekrutierung der Teilnehmenden

Im November 2023 nahm ich den ersten Kontakt zum Student Disability Ressource Center der USC auf und erhielt prompt Antwort von einer Mitarbeiterin, die mich zu einem Zoom Meeting einlud, um mehr von meiner Forschung zu erfahren. In diesem ersten Gespräch sagte mir Annie, die bis Juni 2024 Betreuerin im Student Disability Ressource Center war, bereits Unterstützung für die Forschung in Form von Werbung für meine Forschung und Interviews mit ihr und ihrem Team zu. In diesem Gespräch gab sie mir außerdem Auskunft über die Verteilung von Einschränkungen, die an der USC vor allem vorkommen: So waren zum Forschungszeitpunkt 4702 Studierende beim Student Disability Ressource Center registriert, 75% dieser Studierenden bekamen accomodations für Einschränkungen der mentalen Gesundheit, 50% haben eine ADHS-Diagnose und 43% haben eine oder mehrere chronische Krankheiten. Wir besprachen außerdem die Zugänglichkeit des Campus und den Ablauf der Semester der Studierenden. Wir entschieden gemeinsam, dass ich über den E-Mail-Verteiler des Student Disability Ressource Centers eine E-Mail an die Studierenden schicken würde, um über meine Forschung zu informieren und zur Teilnahme einzuladen.

Die folgenden Monate plante ich meine Reise, buchte Flüge und nutzte mein Netzwerk vor Ort, um Unterkunft und Transport zu organisieren. Ich setzte mich intensiv mit dem interaktiven Campus Plan der USC online auseinander, sammelte Informationen zum ADA und den verschiedenen accomodations, bewarb mich um Forschungsförderungen und erstellte den Forschungsplan für die Feldforschung.

Im April meldeten sich auf meine E-Mail, welche vom Student Disability Ressource Center über den Verteiler an alle dort registrierten Studierenden geschickt wurde, über 40 Studierende bei mir. Die große Anzahl an interessierten Studierenden überraschte mich auf Grund von vorherigen Erfahrungen mit Aufrufen dieser Art, sowohl im Studium in Wien als auch in meinen vorherigen Studien in Deutschland, in welchen das Feedback in der Regel eher spärlich ausfiel. In dieser E-Mail bot ich den Studierenden drei Möglichkeiten, mich zu kontaktieren: per E-Mail, via SMS oder über den Nachrichtendienstleister WhatsApp. Insgesamt meldeten sich 45 USC Studierende unterschiedlicher Studiengänge, -Phasen und -Standorte bei mir. Die Studierenden, die den ersten Kontakt über E-Mail aufnahmen, wechselten im Laufe der Forschung in gleichen Teilen auf

Kontakt durch SMS oder WhatsApp, obwohl letzteres in den USA nicht so verbreitet ist wie in Europa. Um die große Anzahl an interessierten Studierenden besser einschätzen zu können und abzusehen, inwieweit ich Studierende als Teilnehmende zeitlich, räumlich und gemäß ihren Diagnosen und Erfahrungen in der Forschung verorten könnte, machte ich mit jeder:m interessierte:n Studierenden einen kurzen, formlosen Termin zum Kennenlernen und Beantworten von Fragen aus. Diese Termine fanden überwiegend auf dem Campus der USC statt, dauerten maximal 30 Minuten und halfen mir eine Mindmap zu erstellen, um die Studierenden und ihre Verfügbarkeiten darzustellen. Schon im Konzipieren des Forschungsprojekts hatte sich der Plan kristallisiert, einen möglichst breiten Rahmen an Einschränkungen in Betracht zu nehmen, um einen weiten Blick auf Barrieren werfen zu können. Aus den 45 Kennenlernetgesprächen wurden insgesamt elf Teilnehmende, die in unterschiedlich ausgeprägten Zeitkontingenten an der Forschung teilnahmen.

Da im April und Mai das Frühlingssemester an der USC bereits endete, waren die meisten der Studierenden sehr eingespannt und gestresst von den anstehenden Prüfungen, eine Thematik, die im Kapitel zu den empirischen Ergebnissen erneut aufgegriffen wird. Trotzdem, oder gerade deswegen bin ich den Teilnehmenden sehr dankbar, dass sie mich in dieser intensiven Studienphase eingebunden haben und mir Einblicke in ihre Erfahrungen ermöglicht haben.

#### 4.4. Vorstellung der Teilnehmenden

Wie im vorherigen Kapitel bemerkt, lernte ich während der Forschung in Columbia eine große Anzahl an engagierten und interessanten Studierenden mit diversen Einschränkungen kennen. Nach dem vorgestellten Auswahlprozess konzentrierte sich meine Forschung in den folgenden Wochen auf elf Studierende vor Ort, sowohl am Campus in Columbia als auch am Campus in Greenville, SC.

Auf Grund des Rahmens dieser Arbeit ist es leider nicht möglich, alle elf Teilnehmenden und ihre Erfahrungen vorzustellen. Der Auswahlprozess der Teilnehmenden in der Forschung fiel mir zunächst nicht leicht, da jede:r Studierende, auf den ich in meiner Forschung traf, prinzipiell für meine Forschung in Frage kam und spannende Einblicke versprach; aber auch, weil die Studierenden sehr proaktiv mit mir arbeiten wollten und

ich mich schwertat, ihnen Absagen zu erteilen und ich diese Absagen oft auch mehrfach hinterfragte.

In mir saß eine tiefe Angst nicht genug zu tun, nicht ausreichend Daten zu sammeln und mich und andere in diesem Prozess zu enttäuschen. Am Ende spielten in erster Linie die Verfügbarkeit der Studierenden, also ihre zeitlichen Ressourcen, wo sie ihre Semesterferien verbrachten, also Lokalität, und die Art ihrer Einschränkung ausschlaggebende Rollen. Verfügbarkeit, um zu gewährleisten, dass die Studierenden neben dem Studium und den Prüfungen genug Zeit für die Teilnahme hatten, denn ich wollte zusätzliche Belastungen vermeiden. Lokalität, um gemeinsam zu forschen und die teilnehmende Beobachtung durchführen zu können. Und die Art der Einschränkung, um eine Streuung zu schaffen und eine möglichst breite Sicht auf verschiedene Erlebnisse zu haben.

Meine Angst, nicht genug Daten zu sammeln, stellte sich als unbegründet heraus – schnell erschreckte mich die Menge an Daten, die ich ansammelte, und wieder stellte ich mich dem Problem, dass jedes Erleben für mich wichtig ist und ich am liebsten auf jedes Detail, das ich kennenlernte, eingehen würde.

Der Entscheidungsprozess welche Teilnehmenden in dieser Arbeit vorgestellt werden, verlief ähnlich. Letztendlich wählte ich die Studierenden in erster Linie auf Grund der letzten Leitlinie, der Art der Einschränkung, aus, um möglichst verschiedene Perspektiven zusammenbringen. Zu betonen gilt es hier, dass die Teilnehmenden, trotz unterschiedlicher Einschränkungen viele Überschneidungen in ihrem Erleben hatten, aber auf keinen Fall von einem homogenen Erleben gesprochen werden kann. Außerdem sei auch hier nochmal die unterschiedliche Nähe untereinander erwähnt, die ich in Kapitel 3.4 bereits reflektierte.

Die Teilnehmenden, mit denen ich forschte, hatten viele verschiedene Geschlechter. Der Gender Aspekt, den ich in Kapitel 3.4 bereits reflektierte, spielte schon während der Forschung und in meinem Zugang zu den Studierenden eine Rolle. Während der Forschung arbeitete ich sehr gerne auch mit männlichen und non-binären Studierenden

zusammen, letztendlich entschied ich mich in dieser Arbeit das Erleben von fünf FLINTA Studentinnen zu beleuchten, da ich mit ihnen die dichtesten Daten sammelte, die meiste Zeit verbrachte und die gewünschte Streuung an verschiedenen Behinderungen vorhanden waren. Dass die männlichen und nicht-binären Teilnehmenden in dieser Arbeit nicht repräsentiert werden, soll also nicht ausdrücken, dass ihre Erlebnisse nicht berichtenswert wären oder die Forschung nicht die gleiche Qualität gehabt hätte. Da es aber große Überschneidungen in den Berichten von Studentinnen gab und die Teilnehmerinnen in diesem Fall mehr Kapazitäten für Interviews und teilnehmende Beobachtungen vor Ort, entschied ich mich im Rahmen dieser Arbeit für eine Gender-homogene Gruppe an Teilnehmerinnen.

Im Folgenden möchte ich die Teilnehmerinnen, deren Erlebnisse und Daten ich für diese Arbeit auswählte und analysierte, vorstellen. Da alle weibliche Pronomen nutzen und sich als Frauen identifizieren, verwende ich von nun an weibliche Pronomen, um über sie als Gruppe zu berichten. Alle Namen wurden in Absprache mit den Teilnehmerinnen pseudonymisiert.

### *Faith*

Faith studiert Humanmedizin am Greenville Campus der USC. Circa eineinhalb Jahre vor Beginn meiner Forschung, mitten in der Corona Pandemie, erlitt sie einen plötzlichen Hörverlust, der bis heute medizinisch nicht erklärt ist, da sie weder einen Hörsturz noch einen Tinnitus hat. Seitdem ist Faith taub, sie trägt Hörgeräte. Diese fallen allerdings nur auf, wenn man weiß, dass sie da sind, und ganz genau hinschaut. Faith wusste schon immer, dass sie Ärztin werden will. Sie kommt aus einer wohlhabenden Familie, ihr Vater ist Geschäftsmann, die Mutter arbeitet nicht, engagiert sich aber in sozialen Projekten. Sie hat zwei Geschwister, die ebenfalls studieren. Faith wohnt seit Studienbeginn im gleichen Studentenwohnheim, einem modernen Neubau im Stadtzentrum von Greenville in Nähe des Klinikums. Sie ist sportlich und kommunikativ und hat einen großen Freundeskreis an der Universität, von denen einige das SDRC nutzen. Ihre accomodations sind die Nutzung eines Assistenten für Mitschriften, vorzeitiger Zugang zu

den Folien der Lehrenden (wenn möglich)<sup>70</sup>, veränderte Anwesenheitspflicht, 1,5-fache Prüfungszeit und zusätzliche Sprechstunden mit Lehrkräften. Der Campus in Greenville ist neu und technologisch gut ausgestattet, so dass es Faith zugutekommt, dass fast alle Lehrkräfte ein Mikrofon während der Einheiten tragen, jedoch berichtet sie, dass viele Lehrkräfte vergessen, diese einzuschalten.

### *Adelaide (und Sterling)*

Adelaide ist Teil eines besonderen Studienprogramms für talentierte Studierende (Honorary Programm); sie studiert in ihrem Senior Year und lebt zentral auf dem Campus in einer barrierearmen Studentenunterkunft in einem historischen Gebäude. Stets an ihrer Seite ist ihr medizinischer Assistenz- und Therapiehund Sterling, ein schwarzer Königspudel, der sie im Alltag und in der Forschung begleitet. Adelaide hat diverse überschneidende Behinderungen, darunter physische Einschränkungen, chronische Krankheiten und dadurch phasenweise bedingte Probleme mit ihrer mentalen Gesundheit. Sterling hat als ausgebildeter Assistenzhund eine besondere Stellung an der Universität und darf sie auch an Orte begleiten, an denen Hunde sonst nicht zugelassen sind. Adelaide ist durch ihre verschiedenen Behinderungen<sup>71</sup> oft in ihren Bewegungen eingeschränkt, an Tagen, an denen die Schmerzen überwältigend sind, nutzt sie einen Rollstuhl. Adelaide fährt auf Grund ihrer Einschränkungen nicht Auto, ihr Alltag während des Semesters findet also komplett auf dem USC-Campus statt, zum Ende des Semesters holen ihr Vater und fester Freund sie und all ihre Sachen ab, zum nächsten Semester zieht sie wieder in die gleiche Unterkunft auf dem Campus.

Durch das Honorary Student Program erhält sie finanzielle Unterstützung und zahlt weniger Studiengebühren. Adelaides Mutter ist Hausfrau, ihr Vater ist Handwerker, ebenso ihr fester Freund. Sie selbst verordnet ihre Familie sozial in der Arbeiterklasse, die sozioökonomischen Umstände, in denen sie aufwuchs, aber durchaus als bürgerlich, da die Familie auch Unterstützung durch die Großeltern erhielt. Die Familie steht sich sehr

---

<sup>70</sup> Fast jede:r Studierende mit dieser accomodation berichtete, dass die Lehrenden es meistens nicht schafften, Folien frühzeitig zur Verfügung zu stellen

<sup>71</sup> Adelaide hat sowohl chronische Krankheiten als auch körperliche Behinderungen, die sie je nach Tagesform unterschiedlich stark einschränken. Da Adelaide über ein Dutzend Diagnosen hat, und um in den Richtlinien des ADA zu bleiben, zähle ich diese hier nicht auf und verweise nur auf die Mehrzahl ihrer Einschränkungen.

nah, Adelaide bezeichnet sie als ihren Anker und betont immer wieder, dass sie ihr Leben, wie sie es auslebt, ohne die Unterstützung ihrer Familie nicht umsetzen könnte. Die Unterkunft im Honorary Housing, die Adelaide auf dem Campus bewohnt, wurde ihr erst nach einem langen Kampf zugeteilt. Da sie keine „Vollzeit-Rollstuhlnutzerin“ ist, wurde ihr zu Beginn nicht die höchste Stufe an barrierearmer Architektur zugeteilt. Nachdem sie der Universität mit der Presse drohte, da ihr Leben in der vorherig von der Universität zugeteilten Unterkunft durch ihre Mitbewohnerin in Gefahr war<sup>72</sup>, wurde ihr das Zimmer dann doch gewährt.

Für sich selbst einzustehen, fällt ihr jedoch nicht leicht, auch „Aktivismus ist eher nicht ihr Fall“<sup>73</sup>. Adelaide ist neben ihrem vollen Kalender für medizinische Behandlungen engagiert, so leitet sie eine Studentenverbindung für Studierende mit Behinderungen, ist in Lern- und Forschungsgruppen, geht zu verschiedenen Sportangeboten und trifft ihre zahlreichen Freund:innen auf dem Campus. Adelaides accomodations vom SDRC sind unter anderen eine höhere Toleranz von Fehlzeiten, frühere Einschreibung für Kurse, die Nutzung von Computern in technologiefreien Klassenräumen, die Möglichkeit im Klassenraum zu essen und zu trinken und sog. Fidgettoys zu benutzen, den Raum während der Sitzungen bei Bedarf zu verlassen, 1,5-fache Prüfungszeit und die Möglichkeit Prüfungen in den Räumlichkeiten des SDRCs zu schreiben, die Nutzung eines Transportservice auf dem Campus und zum/vom medizinischen Zentrum der Universität. Sowie natürlich die ständige Begleitung durch Sterling.

### *Mathilda*

Auch Mathilda ist Studentin im Honorary Programm. Sie studiert im Master Logopädie und ist in ihrem Senior Year. Mathilda kommt ursprünglich aus Upstate New York, ihr Vater ist Polizist, über ihre Mutter spricht sie nicht. Ihre Eltern sind geschieden, sie hat einen Bruder in New York. Das Honorary Programm und der Studienplan und Forschungsschwerpunkt des Instituts für Logopädie brachten sie an die USC. Da sie nicht aus South Carolina kommt, sind ihre Studiengebühren höher als die der anderen

---

<sup>72</sup> Adelaide berichtete von tätlichen Angriffen, unter anderem versuchte ihre Mitbewohnerin Spasmen-Attacken bei ihr auszulösen. Ihr Motiv ist nicht klar, Adelaide geht davon aus, dass die Mitbewohnerin keine behinderte Mitbewohnerin haben wollte. Die Attacken prägten Adelaide sehr, weswegen sie hier aufgeführt wurden.

<sup>73</sup> Übersetzt aus einem Interview mit Adelaide am 23.04.2024

Teilnehmerinnen, sie bekommt jedoch ebenfalls finanzielle Fördermittel aus dem Programm. Ihre accommodations vom SDRC sind höhere Toleranz bezüglich Abwesenheiten, frühere Einschreibungszeiten für Kurse, die Erlaubnis im Klassenraum zu essen und zu trinken, die Nutzung des Behindertenparkplatz, die Erlaubnis den Klassenraum während Sitzungen zu verlassen, 1,5-fache Prüfungszeit und die Möglichkeit, Prüfungen im SDRC abzulegen.

Mathilda hat ebenfalls einen Hund, Daisy, die aber nicht als medizinischer Assistenzhund ausgebildet ist und somit auch keine außergewöhnlichen Rechte eingeräumt bekommt. Daisy ist ein „emotional support dog“, also ein Hund, der Emotionen stark wahrnimmt und bei überwältigenden Emotionen Hilfestellung bietet. Mathilda hat ihr einige Fähigkeiten selbst beigebracht. So erkennt Daisy zum Beispiel Unterzuckerung und zu hohen/niedrigen Blutdruck und gibt Alarm, oder kann Mathilda Wasserflaschen und ähnliches bringen, wenn sie diese benötigt. Emotional sei Mathilda sehr stark auf Daisy angewiesen.

Auch Mathilda hat überschneidende ineinandergreifende Behinderungen; sie hat Einschränkungen in ihren Bewegungen, kann kaum laufen, oft geht sie mit Krücken oder Gehstock, und sie hat chronische Krankheiten. Mathilda lebt nicht auf dem Campus. Da sie viele Haustiere hat, hat sie eine kleine Wohnung in der Innenstadt, wie sich später herausstellen sollte in direkter Nachbarschaft zu mir, angemietet. Mathilda legt jede Strecke im Auto zurück, durch ihren Behindertenparkausweis kann sie auch auf dem Campus direkt am Institut parken.

Ihre Kontaktaufnahme zu mir war zu Beginn sehr vorsichtig, fast schon misstrauisch, was sie mir später mit Bezug auf die Arbeit ihres Vaters erklärte. Aus der gemeinsamen Zeit der Forschung entwickelte sich aber schnell eine vertraute Bekanntschaft, was ich in erster Linie Daisys Wohlwollen seit dem ersten Treffen zuschreibe. Mathilda zog mich bei späteren Besuchen in South Carolina als Vertrauensperson in einer Konfliktlösung mit Mitarbeitenden der Universität hinzu, in der ich sie gerne und nach bestem Gewissen unterstützte.

## *Olivia*

Olivia ist Doktorandin in der Kriminologie und erlitt einige Monate vor meiner Forschung bei einem Autounfall starke Hirnschäden. Den Unfall beschrieb sie als Kleinigkeit, ein Auffahrunfall, bei dem sie sich den Kopf stieß. Da die Ärzte in den ersten Tagen nur von einer Gehirnerschütterung ausgingen, wurde der Schaden zu spät erkannt – sie verlor für viele Wochen ihre Sprach- und Lesefähigkeiten. Zum Zeitpunkt unserer Forschung hatte sie ihre Sprache wieder gut trainiert, das Lesen fiel ihr aber weiterhin schwer, sie schätzte ihr Leseverständnis konstant ungefähr auf das Level eines Siebtklässlers ein. Auch langes Lesen und Lernen am Stück waren ihr nicht möglich, da zu langes Konzentrieren zu Migräneattacken führte. Trotzdem ist Olivia fest entschlossen, ihr Doktorstudium fertig zu stellen. Dabei erhält sie neben ihren accommodations von der Universität auch noch Unterstützung ihrer Doktormutter.

Olivia lebte vor dem Unfall auf dem Campus, zog danach aber wieder bei ihrer Familie ein, die ebenfalls in Columbia lebt. Ihre Mutter reduzierte nach dem Unfall ihre Arbeitsstunden, arbeitet mittlerweile aber wieder voll. Ihr Vater ist leitender Angestellter. Die Familie hat einen Hund, Mouse, den Olivia sehr liebt. Körperlich erlebt Olivia seit dem Unfall ab und an einen Tremor und Spasmen, letztere werden aber mit der Zeit weniger. Kurz vor Beginn der Forschung begann sie wieder Auto zu fahren und erlangte damit ein Stück ihrer Freiheit wieder.<sup>74</sup> Ihre accommodations vom SDRC sind frühere Einschreibungszeiten, höhere Toleranz für Abwesenheiten, Computernutzung in technologiefreien Klassenräumen, die Nutzung eines Assistenten für Mitschriften/Protokolle, die Möglichkeit im Klassenraum zu essen und trinken, die Erlaubnis den Klassenraum während Sitzungen zu verlassen, 2,5-fache Prüfungszeit und die Möglichkeit Prüfungen in den Räumlichkeiten des SDRC abzulegen, reduzierte Seitenzahlen in ihren Prüfungen sowie die Möglichkeit, mündliche Prüfungen statt schriftlicher Prüfungen abzulegen.

---

<sup>74</sup> Vgl. Interview mit Olivia am 25.04.2024

## Portia

Portia erklärte mir bei unserem ersten Treffen, ich „könne sie absolut alles Fragen und sie hätte keine Hemmungen, mir es zu erzählen“<sup>75</sup>. Sie sagte „Ich bin nicht wie ein offenes Buch, ich bin mehr so wie hunderte Seiten, die im Raum verteilt sind, wenn man sich umschaut, erfährt man meine ganze Lebensgeschichte, wenn man will“.<sup>76</sup> Portia studierte Marketing im Senior Year, vor ihrem Marketing-Master hatte sie allerdings bereits zwei Universitätsabschlüsse gemacht. Portia war Transferstudentin im 2+2 Programm, einem Programm des Midlands Tech College und der USC, in welchem Studierende erst 2 Jahre an Midlands Tech studieren und dann die letzten beiden Jahre an der USC absolvieren. Dieses Programm ist etwas günstiger als ein Vollstudium an der USC und somit insbesondere für Studierende aus South Carolina, die wie Portia einen reduzierten Beitrag zahlen, sehr attraktiv.

Neben ihrem Studium arbeitete Portia in einer Parfümerie, in der sie Spezialistin für Make-Up ist. Sie selbst sagt, sie gehe in diesem Job „total auf, leider würde er zu schlecht bezahlt werden, um ihn für immer auszuführen“.<sup>77</sup> Portias accomodations vom SDRC sind frühzeitiges Registrieren für Kurse, essen und trinken im Klassenraum, das Verlassen des Klassenraums während der Sitzung und Nutzung von sog. Fidgettoys<sup>78</sup>, 1,5-fache Prüfungszeit und das Ablegen von Prüfungen in den Räumlichkeiten des SDRC. Portia nutzt aus Prinzip keine ihrer accomodations.<sup>79</sup> Neben starken ADHS hat Portia ebenfalls eine Angststörung, allerdings, so sagt sie mehrfach, „kontrolliert die Angststörung das ADHS und hält es unter Kontrolle“.<sup>80</sup>

Portia kommt aus einer bürgerlich situierten Familie, ihre Mutter ist Angestellte, ihr Vater ist Handwerker, die Eltern leben eine sehr traditionelle Ehe. Portia lebt noch bei ihren Eltern, die ungefähr 20 Minuten außerhalb von Columbia in einem Vorort wohnen. Ihre

---

<sup>75</sup> Übersetzt aus einem Gespräch mit Portia am 22.04.2024

<sup>76</sup> ebda., übersetzt

<sup>77</sup> Ebda., übersetzt

<sup>78</sup> Viele Menschen mit ADHS haben ein sensorisches Suchverhalten, welches oft als zappeln wahrgenommen wird. Fidgettoys oder „Tanglers“ können dieses sensorische Suchverhalten befriedigen und dadurch die Konzentrationsfähigkeit steigern oder innere Unruhe abbauen

<sup>79</sup> Interview mit Portia am 27.04.2024

<sup>80</sup> Ebda., übersetzt

ADHS-Diagnose hat sie schon seit der Schulzeit, seitdem ist sie medikamentös mit Ritalin eingestellt.

Aufführen und danken möchte ich den anderen sechs Teilnehmenden aber trotzdem: Avery, Allan, Tara, Mabel, Charlie und Ida, sowie Penelope, die keine Teilnehmende war, mich in meiner Forschung aber tatkräftig unterstützte, mir Studierende vorstellte und mir meine erste Tour über den Campus gab. Im nächsten Kapitel beschreibe ich zunächst, wie ich in der Analyse der gesammelten Daten vorgehe, bevor ich näher auf die accommodations die die USC anbietet, die accommodations der Teilnehmerinnen und inwieweit sie diese nutzen eingehe und verschiedene thematische Schwerpunkte anhand meiner Forschungsfrage vorstelle.

## 5. Qualitative Auswertung der Feldforschung

### 5.1. Analyseprozess / Auswertung der Daten

Für die qualitative Auswertung der Daten transkribierte ich zunächst die leitfadengestützten Interviews der fünf vorgestellten Teilnehmerinnen. Pro Teilnehmerin arbeitete ich mit ungefähr drei Interviews, welche zwischen 38 und 52 Minuten lang waren. Diese Transkripte, sowie meine Notizen aus dem Feld während der teilnehmenden Beobachtung und Walking Ethnography bearbeitete ich dann anhand meiner Forschungsfrage:

Wie erleben Menschen mit Behinderungen den universitären Alltag? Wo stoßen sie auf Barrieren in einem Raum, der möglichst barrierefrei gestaltet sein sollte? Wo erleben die Studierenden Inklusion, wo Exklusion?

Für die Bearbeitung des Materials entschied ich mich für das *Codieren*. Dieses Analysewerkzeug beschreibt den Prozess des Organisierens und Kategorisierens von Informationen, insbesondere aus qualitativen Daten, um Muster und Beziehungen zu erkennen und Daten analysieren und interpretieren zu können.

Dabei codierte ich das Material zunächst induktiv, das bedeutet, dass sich die Codes aus dem Material ergaben, ohne dass ich im Vorhinein definierte Themen hatte. In diesem *Codierungsprozess* ergaben sich für mich sieben prägnante Kategorien, die ich aus dem Material herausarbeitete und im Kontext theoretischer Hintergründe beleuchtete. Diese Kategorien, welche im Folgenden als Unterkapitel aufgeführt sind, sind: die accommodations und das Nutzen oder Ablehnen dieser; Barrieren im universitären Alltag und die Strategien der Studierenden, um diese zu überwinden; das Erleben von Inklusion und Exklusion im universitären Alltag; Dankbarkeit und Verdienst und damit die Selbsteinschätzung der Teilnehmerinnen; Akzeptanz und Othering, das Sozialleben der Teilnehmerinnen im universitären Umfeld; Scham und Stigmata, behindert sein in der Gesellschaft und in wie weit die Teilnehmerinnen sich mit dem Behinderungsbegriff identifizieren; und Selbstoptimierung, sowohl Praktiken um sich selbst im universitären Alltag selbst zu optimieren, aber auch das Studium als Teil der Selbstoptimierung. Einige dieser thematischen Kategorien haben Überschneidungen. So sind zum Beispiel Othering und Stigmata miteinander verbunden. Im Kapitel über Barrieren im universitären

Alltag wandte ich die Raumtheorie nach Henry Lefebvre an, wie ich sie in diesem Kontext verstehe.

## 5.2. Nutzen und Ablehnen von accomodations

Wie im vierten Kapitel erwähnt, gibt es eine Vielzahl von Studierenden mit Behinderungen verschiedenster Arten, die an der University of South Carolina studieren. Diese Studierende haben Anspruch auf accomodations, um ihren universitären Alltag zu erleichtern und Barrieren besser überwinden zu können. Aber was sind accomodations? Welche gibt es, wie werden sie verteilt? Und inwieweit nutzen Studierende diese? Und wann lehnen sie die Nutzung vielleicht sogar ab? Die Website des SDRC definiert Accomodations wie folgt:

„Accommodations are designed to “level the academic playing field” by eliminating disability-related barriers in the curriculum and environment so that you have an equal opportunity for success.“<sup>81</sup>

Sie sollen also „das akademische Spielfeld“ ebnen und Barrieren im Lehrplan und im universitären Umfeld sogar ganz abbauen, um eine gleichwertige Chance auf Erfolg zu gewährleisten. Die Eliminierung von Barrieren ist dabei jedoch eher ein Versuch als ein Versprechen, wie schon im zweiten Kapitel in der kritischen Reflexion des Wortes Barrierefrei angemerkt.

An der USC werden verschieden Arten von accomodations angeboten, so zum Beispiel:

- Prüfungs accomodations: Extrazeit, Separate Prüfungsräume im SDRC, Nutzung von Computern und anderen Technologien bei Prüfungen, barrierearme oder alternative Formate (zum Beispiel Braille Schrift oder angepasste Farben bei Rot-Grün-Schwächen)
- Technologische accomodations: barrierearme oder alternative Formate für Lehrbücher, Werkzeuge oder Assistenz zur Erstellung von Notizen, die

---

<sup>81</sup> Accommodations - Student Disability Resource Center | University of South Carolina.  
(o. D.). [https://sc.edu/about/offices\\_and\\_divisions/student\\_disability\\_resource\\_center/register\\_with\\_us/accommodations/](https://sc.edu/about/offices_and_divisions/student_disability_resource_center/register_with_us/accommodations/) Letzter Zugriff: 29.04.2025 um 15:31 Uhr

Nutzung von Spracherkennungssoftware und Software um Sprache zu Text zu wandeln

- Accomodations für Notizen: das Nutzen von elektronischen Geräten in sonst technologiefreien Kursen, Training in und Leihen von Technologie zum Erstellen von Notizen, Bereitstellung von Notizen
- Vorzeitiges Registrieren für Vorlesungen und Seminare
- Reduzierung von Punkten für Module, beziehungsweise ein reduzierter Arbeitsaufwand, um diese Punkte zu erreichen
- Bereitstellung von angepasstem Mobiliar, wie speziellen Tischen in Klassenräumen
- Genehmigung in Klassen zu essen und zu trinken, diese bei Bedarf ohne Erklärung verlassen zu können und medizinische Geräte in Klassen und Prüfungen zu nutzen
- Bevorzugte Sitzplatzauswahl in Kursräumen
- Bereitstellung von Zeichensprachendolmetschern
- Transportationsservice mit angepassten Vans auf dem Campusgelände
- Unterstützende Angebote wie Beratungsgespräche, Vermittlung bei Konflikten mit Lehrpersonal oder Fakultäten, Zusammenarbeit mit dem South Carolina Vocational Rehabilitation Department, dem Workforce Recruitment Programm und der South Carolina Commission for the Blind, sowie Unterstützung im Bezug auf Assistenzhunde und Emotional Support Tiere
- Housing Accomodations: barrierearme Unterkünfte auf dem Campus, welche je nach Einschränkung angepasst werden. In diesen Unterkünften hat man außerdem keine:n Mitbewohner:in und ein barrierefreies eigenes Badezimmer. Diese barrierearmen Unterkünfte befinden sich in verschiedenen Studentenunterkünften auf dem Campusgelände und stehen nur in begrenzter Zahl zur Verfügung, nicht jede Unterkunft kann zur

barrierearmen Unterkunft umgebaut werden. Außerdem: das Halten von Assistenzhunden, sowie Modifikationen am Meal Plan der Universität.<sup>82</sup>

Der Bedarf von accommodations ist dabei von Studierenden zu Studierenden unterschiedlich. Über die Zuteilung und Gewährleistung von accommodations schreibt das SDRC der USC:

“Accommodations are **individualized** to a student’s needs, therefore it is difficult to identify specific accommodations for specific conditions. Disabilities, symptoms, and treatments **impact students differently**. What may be seemed a reasonable accommodation for one student may not be reasonable for another.”<sup>83</sup>

Wie wird also bestimmt, welche:r Studierende:r welche accommodations zugesprochen wird? Studierende wenden sich mit einem Schreiben von den behandelnden Ärzt:innen an ihre:n Koordinator:in. Dieses Schreiben muss ein diagnostisches Statement beinhalten und sollte Bereiche aufzählen, in denen die oder der Studierende funktionell eingeschränkt ist. Ein Beispiel dafür stammt aus einem Gespräch mit Adelaide, diese berichtete mir von ihrem ersten Gespräch mit ihrem Koordinator:

„[...] I do have a couple of diagnoses right, but (.) like, it’s a lot so giving them a dozen diagnoses doesn’t help nobody right. Instead, we (.) Doc Miller<sup>84</sup> wrote me a note saying (.) ladida, Adelaide has overlapping disabilities (.) she needs accommodations x

---

<sup>82</sup> Meal Plans an amerikanischen Universitäten variieren in ihrer Umsetzung, während es an einigen Universitäten Mensen gibt, die drei Mahlzeiten am Tag anbieten, gibt es auch Universitäten an denen man einen Betrag auf dem Studierendenausweis pro Semester zur Verfügung hat und diesen in den verschiedenen gastronomischen Angeboten auf dem Campus ausgeben kann, letzteres Konzept setzt auch die USC um. Der Semesterbetrag muss mit den Semesterbeiträgen überwiesen werden und bindet die Studierenden somit gastronomisch an das Campus Angebot. Unter gewissen Umständen, je nach Art der Einschränkung, kann man sich hiervon befreien lassen.

<sup>83</sup> Accommodations - Student Disability Resource Center | University of South Carolina. (o. D.). [https://sc.edu/about/offices\\_and\\_divisions/student\\_disability\\_resource\\_center/register\\_with\\_us/accommodations/](https://sc.edu/about/offices_and_divisions/student_disability_resource_center/register_with_us/accommodations/) Letzter Zugriff: 29.04.2025 um 15:31 Uhr.

<sup>84</sup> Pseudonym

and y and z and also a and b. And then like (.) Chris<sup>85</sup> looked at it and was like okay you're getting all of those and then these related ones.”<sup>86</sup>

Adelaide hat vom SDRC also nicht nur aus Sicht ihres Arztes notwendigen accomodations, sondern auch zusätzlich artverwandte accomodations zugesprochen bekommen. Nicht alle nutzt sie aktiv

„[...] some of them are really just nice to have, like, so far, I didn't need to eat in class (..) but it's good to know I could if I was low on blood sugar or like (.) like I never asked anybody to leave their seat, but I do actually have like preferential seating in class and if somebody wasn't like cool with Sterlingg I could say yeah, I have preferential seating you know. (..) It's definetly nice to know.“<sup>87</sup>

Auch andere Teilnehmerinnen teilen diese Erfahrung, so haben beispielsweise alle fünf Teilnehmerinnen testing accomodations zugesprochen bekommen. Während Olivia plante ihre Prüfungen im SDRC abzulegen, war dies für Mathilda undenkbar

„It's literally next door of my class room. And it's not necessarily quieter or calmer, you have students from every program in there and you never know, not to sound rude, but like you never know who will be in there and what their deal is. At least I know that about the other people in my class.”<sup>88</sup>

Diese Unsicherheit bezüglich der accomodation teilen auch andere Teilnehmerinnen, Olivia sagte:

„I mean, yeah no I don't know what it is going to be like. But I also don't know (.) in general I mean, how exams will be after the accident. And I'm getting more time, much more time, than my classmates (.) so I might as well try that [accomodation]”<sup>89</sup>

Ob accomodations das akademische Spielfeld ebnen, hängt ebenfalls davon ab, wie und ob Studierende diese nutzen. Auf die Frage, warum sie dies nicht immer tun, gehe ich in späteren Kapiteln tiefer ein.

Wie werden accomodations genutzt? Zu Beginn jedes Semesters informiert das SDRC die Lehrenden, welche Studierenden in ihren Kursen welche accomodations haben und wie

---

<sup>85</sup> Pseudonym des Koordinator

<sup>86</sup> Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>87</sup> Ebda.

<sup>88</sup> Interview mit Mathilda am 22.04.2024

<sup>89</sup> Interview mit Olivia am 06.05.2024

diese prinzipiell umzusetzen sind. In den meisten Fällen stellen sich die Studierenden in der ersten Sitzung den Lehrenden zu Beginn trotzdem nochmal vor „just so that they know my face and know who I am and what I need“.<sup>90</sup> Die Studierenden verknüpfen somit also ihre Person mit der Information – wobei diesen Schritt auch nicht alle gehen. Portia möchte dies beispielsweise explizit nicht:

„[They] already know my accomodations related to my name, but I'd rather they get to know me by how I contribute to class than me introducing myself as the girl with ADHD and anxiety. (.) It probably sounds vain but (..) like since I don't look disabled, I don't want them to get this first [impression].“<sup>91</sup>

Da accomodations vielfältig sind und jeder:m Studierenden individuell zugeteilt werden, gibt es keine einheitliche Umsetzung der accomodations. Im Kursraum entscheiden die Studierenden meist selbst, ob sie ihre accomodations, wie präferierte Sitzplätze, Essen und Trinken oder Pausen nutzen oder nicht. Andere accomodations, wie eine höhere Toleranz für Fehlzeiten, werden via E-Mail zwischen den Studierenden und Lehrenden ausgehandelt, gibt es hierbei Probleme können Studierende das SDRC als Vermittelnde einschalten. Diese Vermittlerrolle nimmt das SDRC auf Wunsch für alle Probleme der registrierten Studierenden mit Lehrkräften oder Fakultät ein.

Für die accomodations der Prüfungen können Studierende sich zwei Wochen vor den Prüfungen anmelden, das SDRC informiert die Lehrenden dann, welche Studierende ihre Prüfungen im SDRC statt im regulären Prüfungsraum ablegen. Den Lehrkräften selbst käme eine Vermittlerrolle zu, wenn sich andere Studierende über die Nutzung von accomodations im Kursraum beschweren würden, diese Situation kam bei den Teilnehmerinnen der Forschung so aber nicht vor, oder war nur über Drittpersonen bekannt. „Usually people don't really care anyways or the professors let them use accomodations like eating or drinking too, so nobody really minds (..) or notices anyways.“<sup>92</sup>

---

<sup>90</sup> Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>91</sup> Interview mit Portia am 04.05.2024

<sup>92</sup> Interview mit Mathilda am 22.04.2024

Öfter berichteten Teilnehmerinnen von Konflikten mit Professoren, die unwillig waren accommodations zu gewährleisten oder abfällige Bemerkungen über die Sonderbehandlung gemacht haben. Da dieses Verhalten gegen den ADA verstößt und Studierende, die diese Form der Diskriminierung erleben grundsätzlich das Recht hätten, zu klagen – und zwar sowohl gegen die Lehrkräfte als auch gegen die Universität – ist das SDRC hier in ihrer Rolle als Vermittelnde sehr bemüht, die Interessen der Studierenden zu vertreten. Adelaide spricht von ihren Erlebnissen im Konflikt mit einem Professor und der Unterstützung, die sie durch ihren Koordinator bekam:

„It wasn’t even subtle in the start. [The Professor] made sure to point out that he didn’t really want Sterling in class with us (.) he made a comment about how ludicrous it is that people bring their emotional support animals everywhere and no one seems to be allowed to speak up to that. But I stayed polite you know and pointed out that Sterling was a service dog and I needed him with me and he could find that accommodation in my registry. And he said oh yeah you got a long list of those not easy to keep track of them. So I asked them to explain what he meant and he shrugged and was like I don’t think it’s fair to everyone else to hand out special treatment. First I was a little shocked, that was my first interaction with a professor going south like that and I felt (.) I kinda felt unfairly judged in that moment. I’ve emailed [my coordinator] and gave them a report and two students told me they heard what he said and offered support in a way. Well [my coordinator] emailed me back immediately and was very eager to make sure I’d get my rights, I mean they don’t want to be sued so they are really fast about it. I felt very right about complaining in that moment and I think I would do it again (.) but it very definitely didn’t change [the professors] mind about accommodations so I just tried to stay out of classes he teaches for the rest of my time there. But I’ve kept like all the mails about the incident in case any other students has an experience like that in the future, like as a backup. I also told other disabled student about him, as a warning, we kinda look out for one another here and I think the SDRC people made a note, too.”<sup>93</sup>

Die Vermittlerrolle des SDRC ist also auf der einen Seite eine Unterstützung der Studierenden, aber vertritt natürlich auch die Interessen der Universität nicht verklagt zu werden. Dies ist den Studierenden bewusst, auch Mathilda, die von zwei Konflikten mit Professoren berichtete, betonte die rechtliche Seite:

---

<sup>93</sup> Interview mit Adelaide 23.04.2024; Anmerkung: Adelaide hat in diesem Abschnitt viele Vornamen benutzt, um verständlicher zu machen, über wen sie spricht, habe ich also die Vornamen mit Funktionen der Personen in eckigen Klammern ersetzt

„You know obviously professors are people too and you can't really dictate how they think and act. But they would hate to get sued over an incident. And they'd hate to have to fire them, too. So they really try to find a solution that will make the student not sue – like in that one case I told you right, where I got my money for the class back but still got the points? That was clearly one of those.”<sup>94</sup>

Mathildas Konflikt mit ihrem Professor ging tiefer, schloss aber auch Konflikte ein, die nicht eindeutig auf ihre Behinderungen und die accommodations zurückzuführen sind. In beiden Fällen schalteten sich die Koordinator:innen augenblicklich ein und begleiteten die Konflikte aktiv. Die Konsequenzen für die Lehrkräfte sind den Teilnehmerinnen allerdings nicht bekannt.

Dem SDRC und den accommodations stehen die Teilnehmerinnen in den meisten Fällen positiv gegenüber, nicht immer funktionieren accommodations allerdings wie geplant. Neben den räumlichen accommodations, wie der Zuteilung von barrierearmen Unterkünften oder angepasster Ausstattung der Kursräume, deren Prozesse oftmals viel Zeit in Anspruch nehmen, berichten Teilnehmerinnen auch offen von accommodations, deren Ausführung nicht funktionieren. Ein Beispiel dafür ist der Transportservice auf dem Campus, den drei Teilnehmerinnen gerne nutzen würden, der für sie aber schlichtweg nicht funktioniert „they're either booked out, or the time slots don't match your schedule or they simply won't show up. [...] sometimes they will show up but they don't have room for a wheelchair, or they won't take Sterlingg”<sup>95</sup>. Adelaide, Mathilda und Olivia haben alle probiert, diese accommodation zu nutzen, doch der Service funktionierte für keine von ihnen. Mathilda und Olivia griffen deswegen auf ihre eigenen Autos zurück, Adelaide, die auf Grund ihrer überschneidenden Behinderungen nicht fahren kann, hatte diese Möglichkeit nicht. Bevor ihr der Umzug in ihre aktuelle barrierearme Unterkunft möglich wurde, war sie deshalb zeitweise nicht in der Lage, alle ihrer Kurse auf dem Campus zu besuchen, da diese schlichtweg zu weit weg waren und sie sie nicht erreichte. Der Bedarf für den Service ist klar vorhanden und die accommodation wird angeboten, jedoch gestaltete sich in diesem Fall zusätzlich zur räumlichen Barriere auf dem Campus eine neue Problematik: durch die Unterbesetzung der Abteilung haben die Studierenden kein

---

<sup>94</sup> Interview mit Mathilda, 29.04.2024

<sup>95</sup> Interview mit Adelaide am 13.05.2024

Vertrauen in diese accomodation. Deswegen versuchen die Teilnehmerinnen, die andere Transportoptionen haben, sich nicht von ihr abhängig zu machen.

Ein Beispiel für accomodations, die nicht immer oder zyklisch immer wieder nicht funktionieren, ist das frühzeitige Registrieren für Kurse. Hier scheint die Problematik in der Software der Universität zu liegen, die Teilnehmerinnen beschreiben die Software Blackboard insgesamt als nutzerunfreundlich und anfällig für Fehler. Beim Ausfall dieser accomodation wenden sich die Teilnehmerinnen ans SDRC und kommunizieren ihren Koordinator:innen, welche Kurse sie gerne besuchen möchten. In den meisten Fällen können die Studierenden dann manuell vorab registriert werden, doch auch dies gelingt nicht immer:

„My schedule is really tight, right? And I need my classes to align with it, or I can't do it. I've got doctors' appointments, physical therapy, I need down time right. So (.) if I can't get my classes, it doesn't work out. So, I had to like reach out to professors and ask them to consider giving me the spot and if they won't I have to wait a semester (..) which isn't only annoying it's expensive, too. Or I have to switch to a class with a professor that I don't like or whose rating isn't great. Not cool. Yeah I don't know, I feel like [early registration] should just work (.) I don't want to have to worry about all that.”<sup>96</sup>

Das vorzeitige Registrieren für Kurse ist also nicht nur für die Planung der Woche wichtig, die Teilnehmerinnen versuchen auch Professoren, mit denen sie oder andere Studierende schlechte Erfahrungen gemacht haben, zu vermeiden. Dies betonten Adelaide und Mathilda auch im Kontext mit Professoren, die ihre accomodations nicht berücksichtigen wollten. Faith erlebt außerdem durch ihren Gehörverlust eine weitere, unbeabsichtigte Einschränkung durch ihre Professoren:

„The room is really big and they all have microphones attached to them when they enter, but they just forget to turn them on. I don't know whether it's inconvenient for them or if they simply don't think about it? But [the microphones] are more off than on.”<sup>97</sup>

Sie beschreibt, dass sie die Problematik zu Beginn des Semesters thematisiert hatte, auch in ihren kleineren Kursen mit Unterrichtenden, viel geändert habe sich aber nicht.

---

<sup>96</sup> Ebda.

<sup>97</sup>Interview mit Faith, 02.05.2024

Einige Barrieren bestehen also fort oder treten zyklisch immer wieder auf. Auf diese extrinsischen Faktoren möchte ich im nächsten Kapitel näher eingehen, bevor ich die intrinsischen Gedanken und Barrieren der Teilnehmerinnen vorstelle.

### 5.3. Barrieren im universitären Alltag

Der universitäre Raum gestaltet sich durch mehr als Wände, Böden, Treppen und Säulen. Um den Raum als mehr verstehen zu können als die baulichen Elemente, aus denen er besteht, ziehe ich Henry Lefebvres Raumtheorie hinzu. Doch nicht nur den universitären Raum an sich kann man in Lefebvres drei Ebenen verstehen, auch die in ihm vorhandenen Barrieren kann man durch die Raumtheorie verordnen: Hierbei verstehe ich die erste Ebene, also den physisch erfahrbaren Raum, als architektonische und akustische Barrieren. Die zweite Ebene, der ideologisch geprägter Raum, zeigt auf, wo bei der Nutzung des Raumes Barrieren entstehen. Die dritte Ebene, den subjektiv erlebten Raum, deute ich als unsichtbare Hürden des universitären Alltags: Barrieren, die nur da sind, weil die Institution diese erstellt oder weil soziale Strukturen innerhalb des universitären Raumes diese ergeben. In den Wochen der Feldforschung identifizierten wir, also die Teilnehmenden und ich, eine große Zahl an Barrieren, die sich im universitären Raum befinden und weiterhin bestehen. Bevor ich auf die Strategien der Teilnehmerinnen eingehe, um diese zu umgehen, stelle ich die häufigsten oder prägnantesten Barrieren nach den drei vorherig von mir definierten Ebenen nach Lefebvres Raumtheorie vor.

Der physisch erlebbare Raum beinhaltet auf Grund seines physischen Seins architektonische und bauliche Barrieren, auf die die Studierenden alltäglich treffen. Dies ergibt sich zum einen aus der Tatsache, dass der Campus der University of South Carolina ein historischer Campus ist; durch die Gründung im Jahr 1801 und die damaligen architektonischen Baustandards ist ein komplett barrierefreier Campus theoretisch zwar nicht undenkbar, praktisch aber nicht möglich. Wie vormals bereits erwähnt ist ein Beispiel dafür der Klinkerstein, mit dem der Horseshoe gepflastert ist. Dieses historische Material ist ästhetisch und ein authentischer Teil der Südstaaten Architektur, für physisch eingeschränkte Menschen ist die Stolpergefahr durch unebene Pflasterung und die Wurzeln der alten Bäume, die den Klinker ungleichmäßig anheben, sehr hoch. Ein zügiges Vorankommen bei knapper Zeit zwischen den Kursen ist hier im Rollstuhl oder an Krücken

nicht möglich. Adelaide habe sich an den Klinker gewöhnt, seit sie auf den Horseshoe gezogen ist, sie wisse mittlerweile, welche Stellen sie mit dem Rollstuhl umfahren müsse und wo sie auf Krücken lieber nicht langgeht.<sup>98</sup>

Auch in den zahlreichen Renovierungen und älteren Neubauten der letzten 200 Jahre wurde die architektonische Barrierefreiheit nicht immer mitbedacht. So wurden in einigen historischen Gebäuden das Parkett durch PVC-Böden ausgetauscht, die bei starkem Regenfall, welcher im mittlerweile subtropischen South Carolina nicht selten vorkommt, eine starke Rutschgefahr darstellen. Diese Böden sind auch in den Gebäuden aus den 50er und 60er Jahren verlegt, in denen Mathilda vorwiegend ihre Kurse besucht:

„My legs are very weather-sensitive, like, when it rains a lot (.) or when [humidity] is high (.) I am usually in more pain (..) but that's also when the floors in Close Hipp are slippery and dangerous for me. So what I usually do is I (.) I either take extra time like make sure I can go really slow or I'll walk with a friend just so someone knows if I fall”<sup>99</sup>

Die Bodenmaterialien in den Gebäuden haben somit zwar nicht die Stolpergefahr der Klinkersteine auf dem Horseshoe, weisen aber je nach Wetterlage ihre eigenen Gefahren und somit Barrieren auf. Ein erfreulicher Punkt, den die Teilnehmerinnen allesamt wiederholten, ist aber, dass alle Gebäude mit Stufen auch über Zugänge mit Rampen oder ebenerdige Zugänge in einem anderen Stockwerk verfügen. Dieser Zugang wird unterstützt von Aufzügen in fast allen mehrstöckigen Lehrgebäuden.

Das gilt nicht immer für die Unterkünfte für Studierenden. Die meisten dieser Gebäude haben keine Aufzüge. Zwar sind die architektonisch barrierearmen Zimmer im Erdgeschoss angesiedelt und somit bewohnbar, jedoch hindert der Mangel an Aufzügen die Studierenden beispielsweise davon an, Freund:innen in anderen Stockwerken zu besuchen oder alle Angebote der Unterkünfte, wie Lernräume, Gemeinschaftsräume und dergleichen auch nutzen zu können. Oftmals bekommen Studierende mit Behinderungen wie chronischen Krankheiten auch zu Beginn nicht direkt barrierearme Zimmer zugeteilt; bei chronischen Krankheiten oder überlappenden Behinderungen, bei denen die Einschränkungen von Tag zu Tag schwanken können, wie bei Mathilda und Adelaide, kann

---

<sup>98</sup> Vgl. Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>99</sup> Interview mit Mathilda am 10.05.2024

das gefährliche Folgen haben: Eine Freundin der beiden<sup>100</sup> hatte keinen Arztbrief, der den Bedarf an einem Zimmer im Erdgeschoss aufzählte, so dass ihr ein Zimmer im fünften Stock einer Unterkunft zugeteilt wurde. Die chronische Krankheit der Freundin verschlechterte sich aber zunehmend, so dass die zeitweise für mehrere Wochen keine Treppen gehen konnte und in ihrem Zimmer wie gefangen war. Dieses Erlebnis führte dazu, dass Adelaide spezifischere Arztbriefe besorgte, die ihr ein barrierearmes Zimmer garantieren und Mathilda nicht mehr auf dem Campus leben wollte, sondern ihre Unterkunft in der Stadt bezogen hat.<sup>101</sup>

Die Zimmer und ihre Ausstattung in den Universitätsunterkünften haben aber auch baulich und ausstattungstechnische Barrieren: so sind die Zimmer standardmäßig mit Hochbetten ausgestattet, die über schmale Leitern zu besteigen sind. Darunter sind zum Teil Schreibtische integriert, die somit nicht bewegbar sind. Die Badezimmer sind eng und nicht standardmäßig mit Griffen oder Notruf ausgestattet. Außerdem stehen in den Universitätsunterkünften keine Küchen und elektronischen Geräte zur Verfügung. Zusätzliche Kühlschränke für Medizin oder Mikrowellen sind wegen Brandgefahr oder Gefahr einer Überlastung des Systems verboten. Das zeigt ebenfalls eine Barriere auf der dritten Ebene des sozialen Raums, Barrieren durch institutionelle oder soziale Strukturen, auf.

Doch auch auf der zweiten Ebene des sozialen Raumes, welche ich als Barrieren durch die Nutzung des Raumes definiere, finden sich Beispiele, die alltägliche Barrieren für die Teilnehmerinnen ausmachen. Wenn wir den Raum durch unser Nutzen ebenso formen, wie durch seine architektonischen Gegebenheiten, dann formen wir den Raum auch durch die (Nicht-)Innstandhaltung und Wartung der strukturellen Objekte, die den Raum ausmachen. Diese Erkenntnis erlangte ich insbesondere in der Feldforschung mit Mathilda im Close Hipp Building; erbaut im Jahr 1973 erstreckt sich dieser achtstöckige Betonbau am nord-östlichen Ende des Campus und beinhaltet die Büroräume und Prüfungsräume des SDRC, diverse Student Services Büros, das College of Hospitality,

---

<sup>100</sup> Mathilda und Adelaide kennen sich nicht, berichteten aber beide gleich von diesem Erlebnis, bei genauerem Nachfragen stellte sich heraus, dass dieser Fall eine gemeinsame Freundin der beiden war

<sup>101</sup> Vgl. Interview mit Adelaide am 23.04.2024, Interview mit Mathilda am 10.05.2024, Notizen zu formlosen Gesprächen mit Mathilda am 12. Und 14.05.2024

Retail and Sport Management und die Montgomery Speech-Language-Hearing-Clinic, sowie ein Café. Das Gebäude ist großflächig und quadratisch, die Flure und Räumlichkeiten sind rund um die genau mittig platzierten Aufzüge angeordnet. Auf zwei Seiten neben den Aufzügen liegen die Treppenhäuser, insgesamt gibt es sechs Aufzüge im Gebäude. Ein Großteil der Studierenden nutzt die Aufzüge und nicht wenige sind auf sie angewiesen. Diese Aufzüge, die grundsätzlich Barrierefreiheit gewähren sollen, bieten aber auch eigene Barrieren: Zum einen gibt es keinen Indikator, welcher Aufzug sich wo befindet und in Fahrt ist. Auf jedem Stockwerk kann man die Aufzüge über einen von zwei mittig gelegenen Knöpfen rufen, dann muss man aufmerksam beobachten, welche Tür sich öffnet. Es ertönt kein Ton und die Türen schließen sich schnell und unsanft, was laut Mathilda schon öfter zu kleineren Unfällen geführt hat:

„It’s obvious that we need the elevators right (.) I need them even on my good days, but on my bad days, when I am not quick on my feet, it happens [often] that I’ll miss one or two elevators at least, if there is no one in there keeping the door open.” – “The hallway between the elevators is quite wide, no?” (D) – “Yes! To many people it seems like just a couple of steps but if I press the button on one side and I stand here [deutet auf den Ort] and this last elevator over there comes first there is no chance I’ll make it.”<sup>102</sup>

Die Barriere liegt hier also darin, wie die Aufzüge programmiert sind: wie schnell sie die Türen öffnen, wie lange die Türen geöffnet bleiben, wie sensibel sie auf Hände oder Füße sie reagieren, die versuchen, die Türen offen zu halten. Schon einige Studierende haben Beschwerde über die Aufzüge eingelegt, bis jetzt ohne Erfolg. „That’s when they’re working at all, by the way“<sup>103</sup> sagt Mathilda mit einem ironischen Grinsen. Denn das ist der andere Teil der Realität: Die Aufzüge, auf die so viele Menschen angewiesen sind, werden nicht oft genug gewartet, um immer zuverlässig zu funktionieren und einen barrierefreien Zugang zu allen Stockwerken des Gebäudes zu garantieren. Diese Barriere besteht also zum einen Teil im Objekt selbst, aber ergibt sich auch durch das Nicht-handeln der Techniker. Für Mathilda ist es im besten Fall ärgerlich, im schlimmsten Fall verpasst sie ihre Kurse und Forschung für den Tag und muss sich danach mit viel Papierkram beschäftigen, um ihre Abwesenheit zu begründen. Ein Professor, erzählt Mathilda,

---

<sup>102</sup> Interview mit Mathilda am 13.05.2024

<sup>103</sup> Interview mit Mathilda am 13.05.2024

schreibt eine E-Mail, wenn die Aufzüge kaputt sind, und bietet hybride Seminare an, so kann sie immerhin daran teilnehmen.

Ein ähnliches Problem sind die automatischen Türen auf dem historischen Campus in Columbia. Zwar sind alle Türen an den Rampen mit elektronischen Türöffnern versehen, da diese aber meist auf den Rückseiten der historischen Gebäude liegen und weniger genutzt werden, bleibt es oft lange Zeit unentdeckt, wenn diese kaputt sind, oder eine Reparatur nach Schadensmeldung wird auf der Prioritätenliste nicht weit nach oben gelistet. Auf Grund der versteckten Lage mangelt es aber auch an Passanten, die aushelfen könnten und nicht immer sind Mitarbeitende der Universität in der Nähe. „I run into broken automatic doors all the time, it’s so frustrating. The backdoor to my dorm was broken for almost the entire last semester – and I wrote emails about it on a weekly basis.”<sup>104</sup> erzählt Adelaide beinahe nebenbei. An Tagen, an denen sie auf den Rollstuhl angewiesen war, musste sie sich mit Freund:innen oder anderen Studierenden in der Unterkunft absprechen, um gemeinsam das Gebäude zu verlassen, ihren Assistenzhund Archer führte eine Freundin aus. Aber die mangelnde Wartung ist nicht nur ärgerlich, sondern auch eine lebensgefährliche Barriere im Brandfall. Das Team zur Instandhaltung der Universität hatte leider keine Zeit, mich während meiner Forschung zu treffen. In ihrer Antwort auf meine E-Mail schrieben sie:

„We are aware of some issues with automatic doors and elevators and are working as hard as we can to ensure all students are safe and have an accessible campus. Please note that the team is constantly working on fixing and improving matters on our beautiful campus.”<sup>105</sup>

Anders sieht es am neuen medizinischen Campus in Greenville, South Carolina, aus, der ein gemeinsames Lehrkrankenhaus der University of South Carolina und der Clarkson University ist. Der Campus wurde 2012 nach modernen Vorgaben gebaut, die Universität beschreibt ihn als „one of the most modern medical education facilities in the country, custom-designed to facilitate our student-centered learning curriculum.”<sup>106</sup> Das

---

<sup>104</sup> Interview mit Adelaide am 26.04.2024

<sup>105</sup> Aus einer E-Mail des Facilities Department am 25.05.2024

<sup>106</sup> *Our Campus - School of Medicine Greenville | University of South Carolina.* (o. D.). [https://sc.edu/study/colleges\\_schools/medicine\\_greenville/about/facilities.php](https://sc.edu/study/colleges_schools/medicine_greenville/about/facilities.php)

Lehrgebäude ähnelt dem restlichen Klinikum, von dem es umgeben ist. Die Atmosphäre in den Fluren ist klinisch-steril, Studierende und Lehrkräfte tragen weiße Kittel über Klinikkleidung; die Seminarräume und das Auditorium wirken allerdings eher wie Räume aus einem Bürogebäude. Das Auditorium ist ein großer, holzvertäfelter Saal mit einer hochfahrbaren Trennwand in der Mitte, die Wände sind mit Bildschirmen besetzt und im Raum stehen große, runde Gruppentische, die jeweils bis zu acht Studierenden Platz bieten. Fast jeden Tag sieht der Lehrplan für circa vier bis sechs Stunden Sitzungen im Auditorium vor. Die Sitzungen werden meist von mehreren Lehrärzten zu verschiedenen Schwerpunkten gehalten und sind durch integrierte Gruppenaufgaben interaktiv gestaltet. Die Gruppen der Studierenden sind zu Semesterbeginn festgelegt worden. Sie unterscheiden sich allerdings von den Kerngruppen der Studierenden, mit denen sie ihre aktiven Lerneinheiten (wie beispielsweise das Setzen von Kathetern oder Blut abnehmen) haben, und ihre Mentoren Gespräche mit eine:r lehrenden Ärzt:in führen.

Trotz der modernen Bauweise und Ausstattung ergibt sich bei der Nutzung des Auditoriums in voller Größe eine Barriere: durch die Größe des Saals und die Anzahl an Menschen entsteht schnell eine akustische Imbalance, unter der vor allem Faith leidet. Als Faith in ihrem zweiten Semester, während der Covid-Pandemie, plötzlich ihr Gehör verlor, begannen die Schwierigkeiten in den online Lehrveranstaltungen, bei denen sie plötzlich kaum mehr etwas hören konnte. Seit ihrer Erkrankung ist einiges passiert: Faith hat unzählige Untersuchungen ohne konkrete Diagnose oder Ursachenfindung hinter sich, aber immerhin hat sie Hörgeräte, die ihr den Alltag nun deutlich leichter machen. Und die Kurse sind von Zoom-Online Räumen wieder in die Universität zurückgekehrt. Faiths Behinderung beeinträchtigt sie in den meisten Punkten ihres universitären Alltags kaum bis gar nicht, aber die langen Sitzungen im Auditorium sind eine wahre Anstrengung. Zum einen liegt es daran, dass so viele Studierende im Raum sind und dadurch ein gewisser Grundpegel an Lärm herrscht und die Lehrenden sich verteilen, so dass man nie weiß, von wo der nächste Beitrag akustisch kommen wird. Zum anderen, weil sich die Intensität der Geräuschkulisse sehr schnell wandelt, wenn es von Vorträgen zu Gruppenarbeiten wechselt; für Faiths Hörgeräte sind diese Wechsel manchmal schwer zu bewältigen. Um sicherzustellen, dass zumindest alle Lehrkräfte in dem großen

---

Raum gehört werden, tragen diese Mikrofone. Im Alltag, so erzählt Faith, vergessen die meisten aber diese einzustellen.<sup>107</sup>

Aus diesen spezifischen Barrieren erschließt sich, dass die Ausstattung des Raumes nicht zur Barrierefreiheit beiträgt, wenn sie nicht genutzt und gepflegt wird.

Auf der dritten Ebene, dem subjektiv erlebten Raum, verorte ich Barrieren, die nicht unbedingt physisch vorhanden sind, sondern entweder durch die Regeln der Universität oder durch soziale Strukturen innerhalb dieser, vorhanden sind. Hier fanden sich Beispiele, die für die Teilnehmerinnen oft besonders ärgerlich waren „because it is all made up, it wouldn't have to be that way if they were a little [more] flexible“<sup>108</sup>.

Eine dieser strukturellen Barrieren beobachtete ich noch ein paar Monate nach meiner Feldforschungszeit vor Ort, da durch personelle Wechsel im Mittelbau der Universität und darauffolgende Regeländerungen eine Teilnehmerin stark beeinträchtigt wurde<sup>109</sup>.

In South Carolina, wie im vierten Kapitel beschrieben, sind die Menschen großteilig auf Autos angewiesen, die Studierenden an der USC bilden hier keine Ausnahme. Insbesondere Studierende, die nicht auf dem Campus Gelände wohnen, müssen mit dem Auto zur Universität pendeln und für diese Autos bedarf es Parkplätze. Für diese Parkplätze erwerben Studierende pro Semester Parkausweise. Diese sind, je nach Studiengang und somit Lokalität des jeweiligen Institutes, auf verschiedene Parkgaragen und Parkplätze aufgeteilt. Einige Parkplätze liegen aber eine gute halbe Meile (0,8km) vom Campus entfernt, so auch der Parkplatz, dem Mathilda zugeteilt wäre, hätte sie keinen Behindertenausweis. Der Weg zu ihrem zugeteilten Parkplatz führt bergauf und bergab, über zwei starkbefahrene Straßen ohne Ampeln und gekennzeichnete Fußgängerüberwege und es gibt kaum Straßenlaternen. Die Universität hält dies für zumutbar, obwohl die Strecke unter Studierenden als sehr gefährlich bekannt ist.

---

<sup>107</sup> Interview mit Faith am 03.05.2024

<sup>108</sup> Interview mit Mathilda am 29.04.2024

<sup>109</sup> Mathilda und ich blieben nach der Feldforschung vor Ort sporadisch in Kontakt, als sich die Änderungen bezüglich des Parkausweises ergaben kontaktierte sie mich, um darüber zu sprechen und eine Strategie zur Bewältigung erstellen zu können, da ich einige Wochen später zu Besuch in Columbia war, bat sie mich sie zu einem Gespräch mit dem zuständigen Mitarbeiter der Universität zu begleiten, als moralische Unterstützung. Dem ging ich gerne nach und erhielt so weitere Einblicke in die Dynamiken des universitären Mittelbaus und die Auswirkungen auf die Studierenden.

Glücklicherweise hat Mathilda einen Behindertenausweis und kann somit die Behindertenparkplätze direkt am Universitätsgebäude nutzen; so war es zumindest die längste Zeit.

In den USA werden Studierende in zwei Gruppen geteilt, für die unter anderem verschiedene Studiengebühren, aber auch teilweise verschiedene Regeln gelten: In-State Studierende, also Studierende, die aus dem Bundesstaat kommen, in dem die Universität liegt und dort ihre Schulausbildung hatten, und Out-of-State Studierende, also Studierende, die aus einem der anderen Bundesstaaten in den jeweiligen Staat der Universität ziehen, um dort zu studieren. Mathilda ist eine Out-of-State Studierende, ihr Auto ist auch weiterhin in dem Staat gemeldet, aus dem sie kommt. Bis vor kurzem war es ausreichend, wenn Studierende in ihrem Arztbrief die Notwendigkeit für einen Behindertenparkplatz gegeben hatten, so nutzte auch Mathilda ihre ersten Semester problemlos den nächstgelegenen Behindertenparkplatz zu ihrem Lehrgebäude mit einer Plakette der USC, die ihr dies erlaubte. Dies wurde akut nach dem oben erwähnten Personalwechsel geändert: fortan durften nur noch Autos mit einer Zulassung in South Carolina, welche eine Behindertenplakette des Staates vorweisen konnten, auf den ausgewiesenen Behindertenparkplätzen parken. Auf Nachfrage bei den zuständigen Sachbearbeitenden wurden Mathilda und ich informiert, dass die Universität „zu viele Behindertenparkrechte“ zugesprochen hätte und diese neue Regelung sicherstellen sollte, dass nur bedürftige Studierende und Mitarbeitende diese Plätze nutzen könnten. Die Bedürftigkeit eines behinderten Menschen lässt sich aber nicht am Nummernschild ausmachen, so erbat Mathilda Informationen, die ihr helfen könnten, diese Barriere aus dem Weg zu räumen. Doch hier trat eine erneute strukturelle Barriere auf: die zuständigen Mitarbeitenden hatten diese Regelung geändert, ohne jegliche Informationen zusammenzustellen, wie Studierende weiterhin einen Behindertenparkausweis erhalten könnten, obwohl sie eine Frist aufgesetzt hatten, bis zu welcher Studierende sich um ihre Parksituation kümmern mussten. Mathilda steckte viel Zeit und Energie in die Lösungsfindung der Problematik und fand letztendlich einen Weg. Aus Sorge, dass dies anderen Studierenden nicht zeitig gelingen könnte, leitete sie ihre Informationen an die zuständigen Mitarbeitenden der Universität weiter, um diesen weiterzuhelfen. Sie bemühte sich also aktiv darum, die Barrieren, denen sie begegnete, für andere zu ebnen.

„The thing is (.) I'd be f\*cked if I didn't have my parking spot. I simply would not make it to class. And I bet many students have it like that. Sending the mail, revoking our parking passes ten days before the new semester starts was just dirty. And it only affected out-of-state students, so chances were high they weren't even in South Carolina to begin with. Realising they didn't provide informations, because they couldn't right? Like they didn't know the process to get what we needed to keep our parking passes was just agitating. I was so frustrated. It's their rules and they make them, it's all USC, not a state or federal law they had to follow. In the end they used my guideline, they didn't even change a word just put it on their website. But that took them like two or three days, those would've been wasted dates with the deadline [and everything] y'know?“<sup>110</sup>

Auch die Regelungen bezüglich der Praxiskurse im Studium beinhalteten ungeahnte Barrieren für Mathilda, als sie ihr Studium aufnahm. Obwohl beim Einschreiben für ihr Studienfach klar war, dass Studierende einen gültigen Führerschein und ein fahrtüchtiges Auto haben müssen, um an den Praxiskursen teilnehmen zu können, gab es im Voraus keine Informationen dazu, wie die institutsinternen Abläufe dieser Kurse sein würden. Informationen wie diese sind im Leben von Studierenden mit Behinderungen essenziell, um grundsätzliche Planungen zu ermöglichen und auch langfristig mit Änderungen und möglichen Barrieren umgehen zu können. Die Praxiseinheiten in Mathildas Studiengang werden an Schulen im gesamten Stadtgebiet durchgeführt. Für jedes Semester werden den Studierenden ihre Praxisstandorte von einer Mitarbeiterin des Instituts für die nächsten Monate zugeteilt. Diese Mitarbeiterin verfügt auch über Informationen der Studierenden, wie dem Wohnort und der etwaigen Einschränkungen. Trotzdem wurde Mathilda konsequent an Schulen eingeteilt, die am anderen Ende des Stadtgebiets liegen, erzählt sie, obwohl es in ihrer Nachbarschaft zwei Schulen gäbe, die an diesem Projekt teilnehmen.<sup>111</sup> Diese Schulen wiederum wurden Studierenden zugeteilt, die in ganz anderen Teilen der Stadt wohnen würden.

„It could be easier (.) it's frustrating that I know I wouldn't have to drive 40 minutes one way twice a week. That if (.) [the employee] looked at our information she could make it easier for all of us (.) cheaper, too. But I tried to talk to her about it and there was no way to change her plans, she wasn't open for changes or like suggestions at

---

<sup>110</sup> Interview mit Mathilda am 26.07.2024

<sup>111</sup> Interview mit Mathilda am 13.05.2024

all. And that's what pisses me off is that I know they got their way to do things, but it wouldn't hurt them to make my life easier either.”<sup>112</sup>

Diese räumlichen Regeln sind also in erster Linie frustrierende Barrieren für Mathilda, weil sie nicht sinnvoll erscheinen und nicht existieren müssten, wenn innerhalb der Strukturen und Regelungen des Studiengangs mehr auf Behinderungen und Einschränkungen geachtet werden würde. Mit mehr Flexibilität innerhalb der Universität könnte man diese Barrieren abschaffen.

Eine ähnlich starre Regelung setzt die Universität bei ihrem Meal Plan für Studierende, die vor Ort auf dem Campus leben, um. Im ersten Jahr des Studiums müssen diese Studierende den Meal Plan nutzen, der ihnen automatisch in Rechnung gestellt wird. Damit möchte die Universität sichergehen, dass die Studierenden hauptsächlich auf dem Campus essen und trinken, auf dem es neben Mensen auch noch verschiedene populäre Fastfood Anbieter gibt, die in manchen Plänen enthalten sind, in anderen nicht. Es gibt verschiedene Meal Plan Pläne, die unterschiedlich viel kosten, und die sich unterscheiden, ob man in den regulären Unterkünften oder im Greek Village wohnt, in welchem Studienjahr man ist und ob man Under Grad, Post Grad oder PHD-Studierender ist. Die Abhängigkeit vom gastronomischen Angebot auf dem Campus wird außerdem dadurch unterstützt, dass die Unterkünfte nicht alle mit Küchen ausgestattet sind. In den meisten Fällen haben Studierende einen Wasserkocher, kleinen Reiskocher oder selten eine Mikrowelle zusätzlich zu einem kleinen Kühlschrank in ihren Zimmern. Die Hausordnung ist streng, was elektronische Geräte angeht, und ungenehmigte Geräte müssen entfernt werden. Doch kann ein Meal Plan, der eine Vielzahl an Studierenden versorgen muss, meistens nicht die Bedürfnisse von Minderheiten berücksichtigen. Studierende mit Behinderungen können nicht immer zu den gleichen Zeiten, mit vielen anderen Menschen im Raum, das angebotene Essen zu sich nehmen, was eine optimale Nutzung des Meal Plan schwierig macht. Zwar ist es möglich, sich aus medizinischen Gründen vom Meal Plan befreien zu lassen, leicht ist dieser Prozess aber nicht. Adelaide hat sich erst im zweiten Jahr vom Meal Plan befreien lassen können, davor hat sie durch ihn viel Geld verloren, da sie den vollen Preis zahlen musste, die Mahlzeiten, die sie auf Grund ihrer Behinderungen verpasst hatte, aber aus eigener Tasche ersetzen musste.

---

<sup>112</sup> Interview mit Mathilda am 13.05.2024

„The food isn't bad, it's just often not what my body needs. I have to go the physical therapy and the gym at least four times a week, if I ate a chicken sandwich and potatoes afterwards that wouldn't be ideal (.) not like (.) it's not the only thing they offer but if I go to the location that's closest to my room, the options aren't great. And opening hours aren't convenient for me either. I paid over \$2500 every semester and I maybe got two meals out of it per week, three if I was lucky and a class ended earlier. Economically, it was a very hard time for me because I still had to eat, so I had no choice but to buy stuff with my own money, right. [...] Getting out of it was a bit of a hassle, like I had to plead my case and hand in another doctors note and proof it wasn't working for me. But I'm glad I didn't back down, it's more chill now.“<sup>113</sup>

Heute zahlt Adelaide nicht mehr doppelt, wenn sie auf dem Campus essen möchte. Sie zahlt den marginal höheren Preis für non-residents. Dafür konsumiert sie aber auch nur, was sie kann, zu den passenden Zeiten. Der Meal Plan stellte eine wirtschaftliche Barriere für Adelaide dar, obwohl er Studierende laut Universität entlasten soll.

Räume brauchen soziale Strukturen und Regeln, um nutzbar zu sein und zu bleiben. Dass die Universität die Regeln macht, die an ihr herrschen, ist klar. Diese Regeln formen den universitären Raum also auf eine strukturelle und auch soziale Weise. Damit schließt meine Erkenntnis zur dritten Ebene, dass der Raum nur dann Barrieren abbauen kann, wenn die Strukturen und Regeln des Raums dies auch erlauben und fördern. Im nächsten Kapitel gehe ich tiefer auf die Strategien ein, die die Teilnehmerinnen nutzen, um bestehende Barrieren im universitären Alltag zu überwinden.

#### 5.4. Strategien der Studierenden zur Überwindung von Barrieren

Im vorherigen Kapitel wurde eine Auswahl an Barrieren vorgestellt, die trotz accomodations und rechtlicher Lage weiterhin bestehen. Im Weiteren stelle ich einige Strategien der Teilnehmerinnen zur Überwindung der Barrieren, denen sie in ihrem Alltag begegnen, vor. Um dies herauszufinden bin ich der Frage nachgegangen, welche Verhaltensweisen sich die Teilnehmerinnen angeeignet haben, um den universitären Raum zu navigieren und trotz ihrer Einschränkungen ein gleichwertiges Studierenerlebnis zu haben.

---

<sup>113</sup> Interview mit Adelaide am 24.04.2024

An erster Stelle standen für die Teilnehmerinnen essenzielle Objekte, ohne die sie sich nicht vorstellen könnten, ihren Alltag zu meistern. Diese Objekte können auch verschiedene Arten unterstützend fungieren: Ich teile sie auf in praktische und emotionale Unterstützung.

Objekte, die praktische Unterstützung bieten, sind oftmals auch Objekte, denen man ihren Nutzen ansieht. Sie können, müssen aber nicht, technischer Art sein und werden genutzt, um zu planen, messen, tracken, kommunizieren und zu versorgen. Eines dieser Objekte hat für die Teilnehmerinnen keine physische Form mehr, wird aber wie der physische Vorgänger genutzt: Kalenderapps so wie der Kalender von Google oder Apple. Zwar haben ein paar Teilnehmerinnen noch physische Kalender, diese werden aber weniger für tatsächliche Tages Planung und mehr für Notizen verwendet. Die gesamte Jahresplanung im kleinsten Detail, alle Termine, Pläne und Kurse, finden sich im online Kalender auf dem Computer und dem Smartphone wieder, inklusive der Navigation zum Ort des Termins und einer Voraussage, wie lange der Weg dorthin ungefähr dauern wird und welche Route die beste sei.

„The Google calendar was an absolute game changer for me. Seeing my schedule laid out for the month or the week like that and knowing how I’ll get there made navigating [inaudible] so much easier. I started maybe three years ago, and I wouldn’t want to go back”<sup>114</sup>

Generell gilt das Smartphone für die Teilnehmerinnen als zentrales Objekt ihres Alltags. Es ermöglicht Kommunikation, es navigiert, es bietet Ablenkung und, was für die Teilnehmerinnen besonders wichtig war, es hält all ihre Daten für sie bereit. Es ermöglicht außerdem schnellen Zugang zum akademischen Netzwerk. Das Smartphone ist unleugbar seit einigen Jahren für den Großteil der Menschheit essenziell in ihren Alltag eingebunden, für Menschen mit Behinderungen kann es aber zu einem überlebenswichtigen Objekt werden, wenn sie in Notfallsituationen nicht mehr für sich selbst sprechen können und kein informierter Angehöriger in der Nähe ist. Im Falle eines An- oder Unfalls, müsse ein Ersthelfer nur ihr Telefon aktivieren und könnte einen Notruf aussenden, der nicht nur ihre Angehörigen informiert, sondern auch den

---

<sup>114</sup> Interview mit Olivia am 15.05.2024

Notfallsanitäter:innen alle wichtigen medizinischen Daten zur Verfügung stellt.<sup>115</sup> So kann durch das Gerät sichergestellt werden, dass in Notfällen die korrekte medizinische Versorgung geleistet wird.

Auch medizinische Objekte sind für einige der Teilnehmerinnen unabdingbar. Faith ist auf ihre Hörgeräte angewiesen, um die Welt um sich herum aufmerksam und detailliert wahrnehmen zu können.<sup>116</sup> Sie legt sie morgens an und nimmt sie nur vor dem Zubettgehen ab. Sie hat außerdem immer ein Paar Batterien für die Hörgeräte in der Tasche, sollten diese gewechselt werden müssen. Das Ersatzpaar griffbereit zu haben, gibt ihr Sicherheit, denn sie ist gerne auf alle möglichen Notfälle vorbereitet.<sup>117</sup> Mathilda hat ihre Krücken zumindest immer in der Nähe, ist sie nicht zuhause, sind sie im Auto, sollte sich ihre Verfassung plötzlich ändern.<sup>118</sup> Obwohl Sterling Adelaide vorwarnt, bevor ihr Zustand sich verschlechtert, hat auch sie gerne diverse Objekte und Medikamente dabei, um sich im Notfall bestmöglich versorgen zu können.<sup>119</sup> Dieses Bedürfnis, auf den Notfall vorbereitet zu sein, und nützliche Objekte zur Hand oder in Greifweite zu haben, teilen die Teilnehmerinnen. Die eigenen medizinischen Objekte bei sich zu haben, bedient dieses Bedürfnis und beruhigt sie im Alltag.<sup>120</sup>

Ein weiteres Objekt, das jede Teilnehmerin nutzte und immer bei sich trug, war eine große, circa 600ml bis einen Liter fassende isolierte Wasserflasche, meist mit Strohhalm. Die Flaschen werden zum einen genutzt, um sich mit ausreichend Wasser zu versorgen, sie tracken aber auch, wie viel Wasser die Teilnehmerinnen an dem Tag bereits getrunken haben: „65 ounces is the bare minimum (.) so I'll have to drink at least two of this baby.“<sup>121</sup> Die Flasche ist somit nicht nur Mittel zum Zweck, sondern bietet auch eine Kontrollfunktion, ist sie am Ende des Studientages nicht leer, muss mehr getrunken werden. Außerdem liefern sie einigen Teilnehmerinnen aber auch eine emotionale

---

<sup>115</sup> Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>116</sup> Interview mit Faith am 03.05.2024

<sup>117</sup> Ebda.

<sup>118</sup> Vgl. Notizen von Gesprächen mit Mathilda am 20.05.2024

<sup>119</sup> Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>120</sup> Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>121</sup> Interview mit Olivia am 16.05.2024

Unterstützung: die Flaschen zu tragen und in der Hand zu halten, mit dem Strohhalme oder den Eiskwürfeln in den Flaschen zu spielen, gibt ihnen in stressigen Situationen einen Halt und beruhigt sie.<sup>122</sup>

Objekte, die emotionale Unterstützung bieten, sind sehr subjektiv und unterscheiden sich von Teilnehmerin zu Teilnehmerin sehr stark. Während Portia ihre filigranen Ringe nicht nur als Schmuck, sondern auch als emotionale Unterstützung betrachtet, stützt sich Olivia bevorzugt auf Fidgettoys und kleine Kuscheltiere, die sie in der Hand halten oder die sie bewegen kann. Ein solches Spielzeug ist ein Schlüsselanhänger in Form eines kleinen, haarigen Monsters, welchen sie während unserer Gespräche immer wieder durch ihre Hände gleiten lässt. „I like how it feels in my hands, it kinda calms me down (.) [do you want to try it?] it's just like, you're holding something you know well, and it calms me down.“<sup>123</sup>

Neben Objekten seien außerdem strenge Routinen, Tages- und Wochenpläne und Zeiteinteilung ein Muss, um den Studienalltag zu bewältigen, so betont es unter anderem Adelaide:

„I generally have one or two in person classes depending on the semester they're either in the morning or the early afternoon (.) I make sure they're grouped and about in the same area of campus, not necessarily in the same building but across the campus is just not possible. So depending on the day and the semester it usually [flipflops] and then I generally have a medical appointment of some sort in the morning and then generally a gym appointment of some sort during the day in terms of I have a personal trainer, and I do karate. That's four times a week plus [physical therapy] which is one, two or three times a week depending on what's happening. And I also have a chiropractor that I see weekly. So yeah. That's the (..) And an infusion center that's three hours. There is a set of weekly appointments and generally there is like two a day, depending on like (.) they switch. And then there is generally up to two or three hours of calling insurance, going to appointments, all the joys. (..) making sure everything is handled. Generally, I go to my classes, great success, and then I will either, depending on the day, take a nap or go to the library. I generally meal prep on Sundays so breakfast and lunch is generally pre-prepared and then dinner I'll either cook or go out (...) most of the time if I go out we actually have three chef-curated dining halls so I go out to one of our dining halls. And then at that point we're usually at seven or eight, depending on the day, and I'll feed Sterling, make sure I have taken

---

<sup>122</sup> Vgl. Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>123</sup> Interview mit Faith am 03.05.2024

my meds, and then I have one to three more online classes that I'll go ahead and knock out all the work for. I'll try to do that early in the week, in terms like Monday, Tuesday, Wednesday I try to knock them out (..) Thursdays and Fridays are weird, as in, they are scheduled. And then I used all my energy up by Wednesday. And I don't do classes on Friday, because the odds that I make it to Friday, not too high. So I tend to tell professors in advance that three days of the week I'll be doing great, at the end of the week I'm probably not. I also have research, and as an honor student that'll become a lot more of my classes in that like I have to take, what, ten credit hours of research in the lab in the next semester, so I'm (.) well I'm scheduled at the lab for ten to fifteen hours so I guess (.) Monday and Friday will just become my lab days. So I'll try to make them understand work probably won't happen on Friday, but it will happen at some point over the weekend. As long as I make Monday, because Monday is our big like lab meeting kind of participant heavy meeting. I think that's, yeah that's my week."<sup>124</sup>

Um diesen vollen Wochenplan leben zu können, braucht es vor allem eine überdurchschnittliche Disziplin, Adelaide beschreibt im weiteren Verlauf des Gesprächs, dass sie nicht von ihrem Kalender abweichen kann, sonst verliere sie die Kontrolle über ihren Alltag.<sup>125</sup> Dies ist so nur durchführbar, weil diese Belastung einen klaren zeitlichen Rahmen von drei Jahren hat, ihren Alltag nach dem Studium kann und will Adelaide so nicht umsetzen.<sup>126</sup> Und trotz der Disziplin ist ersichtlich, dass der strenge eng-getaktete Zeitplan oft zu intensiv ist, da Freitags keine Energie für das universitäre Leben mehr übrig ist.

In diesen Fällen kommt die nächste Strategie zum Tragen, die sich einige Teilnehmerinnen zu nutzen machen. Dabei handelt es sich um die Vernetzung und Bekanntmachung mit den Angestellten der Universität.

„I make sure that people know who I am, if I have to call them or if they see my name in the pool of the emails they get flooded with every day (..) I would open emails from the people I know first, so (.) I introduce myself, make sure they know if I contact them, it's really important. And that works for me, they get back to me so quickly despite their poor funding and being understaffed."<sup>127</sup>

---

<sup>124</sup> Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>125</sup> Ebda.

<sup>126</sup> Ebda.

<sup>127</sup> Interview mit Mathilda am 06.05.2024

Durch bereits geschaffene Verbindungen zum Netzwerk des SDRC und zu den Lehrkräften erhalten die Teilnehmerinnen also in Notfällen oftmals schneller Hilfeleistungen, als es der vorgesehene bürokratische Ablauf ermöglicht. „All I’m saying is, if you’re nice to me, I’ll be nice to you. And that’s how I keep it with [the SDRC].“<sup>128</sup> Hier wird also auf Wechselseitigkeit vertraut und gesetzt, die Strategie ist: bin ich nett zu den Menschen, die für mich zuständig sind, und kennen diese meinen Namen und meinen Fall, dann werden sie mir schneller helfen, als wenn ich eine anonyme Studentin unter tausenden bin. Und diese Strategie geht auf: keine der Teilnehmerinnen kann sich an eine Situation erinnern, in der das SDRC sie warten oder gar hängen gelassen hätte, seit diese dort registriert und bekannt sind.

Unterstützung kennt viele Gesichter. Ein zentraler Aspekt der Strategien zur alltäglichen Überwindung von Barrieren sind die sozialen Netzwerke der Studierenden. Diese funktionieren sowohl analog als auch im digitalen Raum.

Im analogen sozialen Netzwerk der Studierenden sprechen wir in erster Linie von Familienmitgliedern, wie Eltern und Geschwistern, Partner:innen und von Freund:innen, welche verschiedene Arten von Unterstützung anbieten. Ohne ihren Vater und ihren Partner, so Adelaide, wäre es ihr zum Beispiel gar nicht möglich, in Columbia zu wohnen: jedes Semester müssen Studierende in Universitätsunterkünften zum Semesterbeginn ein- und zum Semesterende wieder ausziehen. Diese körperliche Tätigkeit könnte Adelaide allein aber nicht umsetzen, den Umzug bewerkstelligen ihr Vater und ihr Partner.<sup>129</sup> Auch im universitären Alltag verlässt sie sich viel auf Freund:innen, diese helfen ihr bei ihren Einkäufen, längeren Autofahrten, oder gehen mit Sterling spazieren, wenn Adelaide zu erschöpft ist.<sup>130</sup> Portia baut ihren Alltag um Freund:innen auf:

„I’m doing everything with friends and acquaintances except for maybe sleep and work. [They] help me have a routine. Like (.) would I go to the gym at 6 am before class on my own? Hell no. But with a guy friend I’m down and this semester we’re doing that almost every day before class.“

---

<sup>128</sup> Interview mit Mathilda am 13.05.2024

<sup>129</sup> Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>130</sup> Ebda.

Diese Produktivitätsstrategie nennt man Body Doubling, sie wird von vielen neurodiversen Menschen als eine Hilfe wahrgenommen.<sup>131</sup>

Aber auch im digitalen Raum hat sich eine unterstützende Community entwickelt. So gibt es etwa auf der Plattform Reddit Foren, in denen sich gezielt zum Beispiel Menschen mit den gleichen Diagnosen oder Studierende mit Behinderungen treffen, um sich über ihre Erfahrungen auszutauschen oder Ratschläge einzuholen und zu geben. Faith ist Teil einer Community, die sich aus Menschen mit plötzlichen Hörverlust zusammengetan hat.

„I found them pretty straight up when it happened to me and I was so confused, so I googled a little and found the sub-red<sup>132</sup> and I read what all the other people had experienced and how they managed and what they felt important (..) and I felt so seen. It's good to know other people know what you're going through. And I've learned there to always immediately ask for a doctor's note in case I'll need it (..) and it kind of taught me how to deal with it in the future when I'll be a doctor, too. And I've seen that other people also cling to the wish of getting their hearing back, so I'm not alone with it. It gives me a comfort that like my friends and family who never experienced it can't give me.“<sup>133</sup>

Insgesamt lässt sich feststellen, dass das Entwickeln von Strategien zur Bewältigung von bestehenden Barrieren ein fortlaufender Prozess ist, der verschiedene Aspekte beinhaltet. Die hier vorgestellten Strategien: Unterstützung durch Objekte, Planung und soziale Kontakte, wurden von den Teilnehmerinnen alle als essenziell beschrieben, durch technische oder soziale Entwicklungen könnten sich aber durchaus Änderungen und Neuerungen in den Strategien ergeben.

## 5.5. Verdienen und Dankbarkeit

Schon zu Beginn meiner Forschung bemerkte ich, dass mir von den Studierenden eine übermäßige Dankbarkeit entgegengebracht wurde. Diese Dankbarkeit trat oft mit der Überzeugung der Studierenden auf, gewisse Unterstützungen oder Aufmerksamkeit nicht

---

<sup>131</sup> Lovering, N. (2022, 11. Mai). *ADHD body doubling*. Psych Central. <https://psychcentral.com/adhd/adhd-body-doubling>

<sup>132</sup> Ein Sub-red ist ein Forum zu einem Thema auf Reddit

<sup>133</sup> Interview mit Faith am 06.05.2024

zu verdienen. Dieser Beobachtung bin ich mit der Habitus Theorie nach Pierre Bourdieu nachgegangen, die ich im Folgenden knapp vorstellen möchte, bevor ich auf Aussagen und Verhaltensweisen meiner Teilnehmerinnen während der Forschung eingehe.

Pierre Bourdieus beschreibt den Habitus als Verhaltens-, Bewertungs- und Denkmuster, welche Menschen durch ihre soziale Umgebung internalisiert haben. Der Habitus prägt die individuellen Wahrnehmungen, Präferenzen, Haltungen und Handlungen einer Person. Es handelt sich hierbei um das Resultat sozialer Erfahrungen und Praktiken, die stark durch die Sozialisation des Individuums beeinflusst werden. Bourdieu erklärt sich diesen Prozess des unbewusst übernommenen Habitus als Anpassungs- und Überlebensstrategie von Menschen. Der Habitus prägt das Verhalten und Erleben eines Menschen lebenslang und ermöglicht es, in der Gesellschaft soziales, kulturelles oder ökonomisches Kapital zu erwerben und erfolgreich zu sein. Aber auch soziale Ungleichheit bleibt über Generationen erhalten. Menschen übernehmen unbewusst sogenannte Glaubenssätze, diese spiegeln tiefsitzende Überzeugungen des Menschen wider, welche er unbewusst als die Wahrheit und Realität ansieht, obwohl sie eigentlich subjektive Einschätzungen sind.

Das Habitus Konzept nach Bourdieu teilt sich in drei Dimensionen auf: den körperlichen Habitus, den kognitiven Habitus und den ästhetischen Habitus. Bourdieu geht außerdem auf die Herrschaftsverhältnisse der Gesellschaft ein, welche auch durch den Habitus fortbestehen, so seien diese realen Machtverhältnisse auch symbolische Verhältnisse.<sup>134</sup>

Auch wenn ich meinen Teilnehmenden klar kommunizierte, dass meine Forschung keinen messbaren positiven Einfluss auf ihr Leben haben werde, sprich dass meine Forschung höchstwahrscheinlich nicht zu Policy Änderungen an Universitäten führen würde und ich sie für die zeitaufwendige Teilnahme nicht materiell entlohnen können würde, waren diese proaktiv, interessiert und dankbar. Diese Dankbarkeit erstreckte sich nicht ausschließlich auf mich. Es wurde auch sehr oft wiederholt, wie dankbar man dem SDRC gegenüber war. Die Dankbarkeit dem SDRC gegenüber konnte ich gut nachvollziehen, da

---

<sup>134</sup> Vgl. Beaufays, S. (2019). Habitus: Verkörperung des Sozialen – Verkörperung von Geschlecht. In *Geschlecht & Gesellschaft* (S. 349–358)

die Arbeit der dort Beschäftigten in den meisten Fällen eine tatsächliche positive Auswirkung auf das universitäre Leben der Teilnehmenden hatte und hat. Meine Forschung, so war ich mir sicher, war für die Studierenden mehr von symbolischer Natur. Und trotzdem: die Teilnehmerinnen waren immer ausgesprochen fröhlich, mich zu sehen und mit mir zu besprechen. Sie sagten nur in absoluten Notfällen Forschungstermine ab und boten meist direkt einen Ausweichtermin an, sie stellten mich proaktiv anderen Studierenden mit und ohne Behinderungen vor, die sie für meine Forschung relevant oder für mich vor Ort hilfreich empfanden. Sie boten mir Mitfahrten in ihren Autos an, wollten mich auf Getränke einladen oder gaben mir hilfreiche Ratschläge bezüglich der südstaatlichen Gepflogenheiten. Es war, als würden die Teilnehmenden mich für meine Zeit mit ihnen entlohnen wollen, anstatt dies von mir zu erwarten. Zu Beginn notierte ich die ausgeprägten Dankbarkeits-Bekundungen noch als amerikanische Floskeln, ähnlich dem „Hey, how are you feeling today? Hope you have a great day today“ das einem in jedem Geschäft oder Lokal, welches man betritt, entgegengebracht wird. Schnell bemerkte ich allerdings, dass hinter der Dankbarkeit der Studierenden mehr war als Höflichkeit.

Zum einen erkläre ich mir dies dadurch, dass Studierende mit Behinderungen, wie viele marginalisierten Gruppen, im universitären Alltag wenig Aufmerksamkeit bekommen. Sie wurden bei den Gründungen von Universitäten in den meisten Fällen nicht mitbedacht. Sichtbarkeit und das Gefühl, als Menschen, aber auch mit ihren Bedürfnissen und als Teil der Universität wahrgenommen zu werden, ist wichtig für Studierende mit Behinderungen. In einem Gespräch mit Mathilda äußert diese:

„It’s so great you’re doing this project. Thank you. I’m really happy I answered your mail.”

“And why is that?” (DB)

“Let me think about that [lacht] (.) I feel seen. I also feel like this could make a difference, in which way ever I guess (.) like (.) I feel like my voice is being heard and my experience is valuable. Like it’s not just agitating, I’m helping you with your research, but it also feels like I’m helping myself. I feel good whenever we do this [research]. So I just wanted (.) [hmm] yeah I just wanted to express my gratitude, I guess? Because getting this attention feels good and helping feels good, too.”<sup>135</sup>

---

<sup>135</sup> Interview mit Mathilda am 31.05.2024

Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit sind wichtig für Studierende mit Behinderungen, weil schon in der Bürgerrechtsbewegung für die Rechte von Behinderten klar geworden ist, dass diese Menschen ohne sie übersehen werden. Aus diesem internalisierten Wissen und der Erfahrung des Aufwachsens mit Behinderungen und chronischen Krankheiten ergibt sich die positive Konnotation für Aufmerksamkeit. Dass sich Menschen aufmerksam um Menschen mit Behinderungen kümmern, insbesondere im medizinischen Kontext, ist überlebenswichtig. Dadurch, so stellte es sich für mich dar, ergab sich die starke Dankbarkeit mir als Person und meiner Forschung gegenüber.

Für sich selbst einzustehen und ihre Rechte einzufordern, fällt den Teilnehmerinnen nicht gleichmäßig leicht, viele beschreiben es eher als notwendiges Leid. „If I don’t do it myself, someone else has to do it for me, and if nobody else is doing it for me it won’t be done.”<sup>136</sup> Da die Teilnehmerinnen mit ausgeprägteren Behinderungen es gewöhnt sind, keine andere Wahl zu haben, als ihre Rechte einzufordern, um ihr Überleben im sozialen Raum zu sichern, tun sie dies routiniert auch in ihrem Studienalltag. Portia, die zwar seit ihrer Jugend mit ADHS und Panikattacken diagnostiziert ist, war bei Studienbeginn nicht bewusst, dass auch sie für die accommodations des SDRC in Frage käme:

„It’s kind of funny, I think most ADHD people feel that way that (.) it’s so natural for us how our brains work, even though I know it’s totally different from neurotypical people (.) but like I am used to how things go, right. So I didn’t know I’d get accommodations for it until my then boyfriend told me, because he had ADHD, too (.) and that’s how I’ve learned about it. And then I had to learn about the process, it’s not hard it was just a little tedious for me. And I mean [lacht] now I don’t use most of my accommodations. But it’s nice to have them.”<sup>137</sup>

Nach Hilfe zu fragen, fällt also nicht allen gleich leicht, doch nur weil sie sich dran gewöhnt haben, machen sie es nicht unbedingt gerne. Adelaide sagt, sie schätzt das SDRC sehr, doch hasst den Prozess.

„I hate asking for more or less the same things all my life over and over again. Don’t get me wrong, [the SDRC] they’re doing great work although there’s not a lot of money. But it’s just so much work that I have to repeat over and over again. I don’t like advocacy for myself at all [...] and, don’t get me wrong, I know it’s important, but I hate activism, for the reason that it often divides rather than unites. I’ve got friends

---

<sup>136</sup> Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>137</sup> Interview mit Portia am 02.05.2024

who are activists for disability rights, and I see how important it is, I just personally dislike it for myself.”

Der konstante Zwang, für sich selbst die eigenen Rechte einzufordern, ist für die Teilnehmerinnen zermürend. Auch Mathilda erlebt dies immer wieder und beschreibt es als ermüdend, als hätte man neben dem Studium und dem Alltag noch einen unbezahlten und un-erfüllenden Vollzeitjob.<sup>138</sup>

Im gleichen Kontext stellten die Teilnehmerinnen oft in Frage, wie viel Unterstützung und Aufmerksamkeit sie verdienten. Sie berichteten davon, dass sie einige accommodations, insbesondere in den Kursräumen der Universität selbst, nicht nutzen wollen, weil sie das Gefühl haben, keine gesonderte Behandlung zu verdienen.<sup>139</sup> Für Außenstehende wirkt dies konter-intuitiv, da die accommodations explizit für die Studierenden mit Behinderung erschaffen wurden, um ihnen das Leben an der Universität zu erleichtern und sie gleichzustellen. Doch sich vor den Kommiliton:innen als anders zu outen und deren Regeln zu brechen, auch wenn man von diesen Regeln befreit wurde, ist mit dem Habitus der Teilnehmerinnen nicht vereinbar. Das liegt unter anderem auch daran, dass manchen in der Vergangenheit kommuniziert wurde, dass sie „zu viel“ sind oder, dass sie schon mal empfanden, dass ihre Pflege und Bedürfnisse „belastend“ waren.<sup>140</sup> Ich schreibe „zu viel“ und „belastend“ hier bewusst in Anführungszeichen, weil dies zwar die realen Empfindungen der Teilnehmenden in der Vergangenheit waren, diese sie aber direkt als falsch interpretiert kontextualisiert haben. Trotzdem hat die Empfindung, dass die eigene gesundheitliche Situation und die daraus resultierenden Anstrengungen eine Zumutung für die Menschen um sich herum sein könnten, einen starken Einfluss auf die Hilfen, die man annehmen möchte. Dies löste in den Teilnehmerinnen das Gefühl aus, gleichzeitig dankbar für die Unterstützung durch das SDRC zu sein, aber diese Unterstützung nicht unbedingt zu verdienen.

---

<sup>138</sup> Vgl. Interview mit Mathilda am 31.05.2024

<sup>139</sup> Vgl. ebda

<sup>140</sup> Vgl. ebda und Interview mit Adelaide am 30.04-2024

## 5.6. Erleben von Inklusion und Exklusion

Bourdieu's Habitus Theorie gibt uns schon Erkenntnis darüber, dass der soziale Hintergrund der Studierenden maßgeblich dazu beiträgt, wie leicht sie sich an das universitäre Leben anpassen und wie selbstsicher sie dieses navigieren. Aber neben dem Habitus haben sowohl der universitäre Raum und die in ihm geltenden Regeln, als auch die soziale Gemeinschaft der Studierenden einen großen Einfluss auf das Erleben von Universität und Studium der Studierenden mit Behinderungen. Im institutionellen und sozialen System Universität und im universitären Raum kommt es zu Inklusion und Exklusion von Studierenden. Farzin definiert Inklusion und Exklusion wie folgt:

„Unter Inklusion (lat. *Inclusio* = >Einsperrung<, >Einschluss<) versteht man die Form, in der Personen in sozialen Kontexten berücksichtigt und einbezogen werden – z.B. durch Mitgliedschaft in -> Organisationen oder durch die Gewährung von Staatsbürgerrechten (-> Staat, Recht) Der Gegenbegriff Exklusion (lat. *Exclusio* = >Ausschluss<) bezeichnet die Ausgrenzung oder Nicht-Berücksichtigung von -> Individuen oder -> Gruppen in diesen Zusammenhängen. Beide Begriffe werden v.a. im Rahmen gesellschaftstheoretischer Überlegungen zu Fragen sozialer Ausgrenzung oder Marginalisierung in der -> Moderne verwendet.“<sup>141</sup>

Und weiter:

„[...] Inklusion bezeichnet , [...] die Einbeziehung aller Gesellschaftsmitglieder in die gesellschaftlichen Subsysteme in Form umfassender Partizipationsrechte. Anders als in vormodernen Differenzierungsformen beanspruchen moderne Inklusions-Regeln universale Gültigkeit. Explizite Exklusion kann nur noch funktional legitimiert werden und wird andernfalls als soziale Diskriminierung skandalisiert.“<sup>142</sup>

Trotzdem zahlreicher Bemühungen für umfassende Inklusion kommt es im universitären Raum immer wieder zu Exklusion. Zunächst möchte ich hier beispielhafte Erfahrungen der Teilnehmerinnen vorstellen, bevor ich auf die (marginale) Darstellung von Studierenden an der Universität seitens der Universität eingehe.

Schulstolz ist in den USA ein weitverbreitetes Phänomen. Universitäten sind nicht nur Institutionen, sondern haben auch Identität. Das Maskottchen der USC ist ein roter Hahn

---

<sup>141</sup> Farzin, S. & Jordan, S. (2023). *Grundbegriffe der Soziologie und Sozialtheorie*. S. 121

<sup>142</sup> Ebda.

namens *Cocky*, die Sportteams der Universität heißen *the South Carolina Gamecocks*. Studierende besuchen nicht einfach nur die USC, sie *sind Gamecocks*, und dies zum Teil schon seit Generationen. Dies spiegelt sich in vielseitigen Merchandise der Universität wider: von Stickern, Tassen, Lernmaterialien, Auto-Kennzeichen, bis hin zum beliebtesten Merchandise Objekt: Kleidung. Fast jede:r Studierende, der mir während der Feldforschung begegnete, trug mindestens ein USC-Kleidungsstück, die Teilnehmerinnen, ausgenommen Faith, die an der Universität Krankenhauskleidung und einen weißen Kittel trägt, bildeten hier keine Ausnahme. Ob auf T-Shirts, Sporthosen, Arm- und Schlüsselbändern, Stickern auf Computern und Wasserflaschen, es gab keinen Zweifel daran, wo sie studieren und dass sie Teil der Studierendenschaft und Institution sind.

„Garnet isn’t necessarily my color [lacht] but I like the shirts and I like to feel as part of the whole thing. When you’re not on campus, like when I’m in Charlotte for the weekend (.) or I go somewhere, like, no matter where, but (.) when I see someone else with a gamecocks shirt I talk to them, like we’re part of the same team. And like, when something good happens at uni, like when the women’s basketball team won the national championship last month, it just feels good to wear it and show people. I love being a gamecock (.) I love being part of a bigger thing.”<sup>143</sup>

Als *Gamecock* gilt erstmal jede:r, die oder der an der USC studiert, Merchandise zu tragen macht die Teilhabe am Schulstolz und Anerkennung der Institution für sich selbst und andere sichtbar. Trotzdem werden nicht alle Traditionen geteilt. Gewinnt eine Sportmannschaft ein hochrangiges Turnier, an der USC vorwiegend die Frauen Basketballmannschaft, treffen sich alle partizipierende Studierende nach dem Public Viewing am großen Springbrunnen hinter der Universitätsbibliothek und springen in einem feierlichen Akt in den Brunnen. Das Ganze wird begleitet von Musik und Feierlichkeiten und geht dann für die meisten Studierende in diverse Partys über. An dieser Tradition nahm keine der Teilnehmerinnen teil:

„I could just say I don’t want to and it would probably be true, but (.) yeah, most people have a lot of fun doing it. I know many people who do it every time. But it’s so grimy, the water isn’t clean. One year most students got a bacterial infection, it wasn’t nice. [...] and then there’s the practical side to it, it would be hard for me to jump without hurting myself, I would have a hard time getting out of the fountain again. And I really

---

<sup>143</sup> Interview mit Mathilda am 31.05.2024

can't risk an infection like that. Sometimes Sterling and I watch from the sides, but I don't think I will ever participate in that.”<sup>144</sup>

Diese Nicht-Teilnahme ist also teilweise selbstgewählt, der Verzicht auf Partizipation wird nicht als Exklusion verstanden. Auch die Unterstützung durch das SDRC empfinden die Studierenden als inklusives Element, welches es ihnen erlaubt bestmöglich in ihren universitären Alltag eingebunden zu sein. Außerdem gibt es einen Honors Club für Studierende mit Behinderungen, welcher mit einer Hochschulgruppe vergleichbar ist und aktuell von Adelaide geführt wird. Der Honors Club ist in erster Linie für die soziale Vernetzung unter Studierenden mit Behinderungen und deren Unterstützung gedacht.

Trotzdem erleben die Teilnehmerinnen auch Formen der Exklusion, die auch Eigenschaften des Othering aufweisen. Othering beschreibt den Prozess, durch den Individuen oder Gruppen als grundlegend „anders“ und außerhalb einer als normativ gesetzten gesellschaftlichen Gruppe konstruiert werden.<sup>145</sup> Es ist ein sozialer und diskursiver Akt, der Machtverhältnisse stabilisiert, in dem bestimmte Personengruppen ausgeschlossen werden. Dies kann anhand von Kategorien wie Ethnie, Geschlecht, Religion, Klasse, Sexualität oder eben Behinderung stattfinden.<sup>146</sup> Die folgenden Erfahrungen der Teilnehmerinnen veranschaulichen diese Erfahrungen der Exklusion, durch welche sie sich nicht zugehörig und „anders“ gefühlt haben.

Olivia berichtet, dass in ihren sozialwissenschaftlichen Kursen immer wieder stereotypisiert über „die Behinderten“ gesprochen würde und ihre Kommiliton:innen ihr in diesen Situationen das Gefühl geben, Menschen mit Behinderungen nicht als vollwertige und vielfältige Menschen zu sehen.<sup>147</sup> Stattdessen pathologisieren sie diese und behandeln sie als Sonderfälle, oder sogar als „Problemfälle“. Sie erzählt:

---

<sup>144</sup> Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>145</sup> Vgl. Profession Politische Bildung. (2022, 2. November). *Othering (Grundbegriffe der politischen Bildung)*. Profession Politische Bildung

<sup>146</sup> Vgl. ebda

<sup>147</sup> Vgl. Interview mit Olivia am 25.04.2024

„On good days I think they just forget that I have a disability now, (..) on bad days I feel like they're talking about me and it makes me really uncomfortable. It's like (..) do you not think I belong here with y'all, too?“<sup>148</sup>

In diesen Fällen fühlt sie sich nicht mehr als Teil der Gruppe, als würde ihre Behinderung sie von den anderen Studierenden und ihren Ideen ausschließen.

Auch auf institutioneller Ebene finden sich exkludierende Strukturen, die die Teilnehmerinnen überwinden mussten. So musste Adelaide ihren Studienschwerpunkt wechseln, weil die langen Stunden stehend im Labor, in welches sie Sterling auch nicht mitnehmen könnte, für sie nicht umsetzbar waren.<sup>149</sup> Auch Mathildas Erfahrungen mit den Parkausweisen und den langen Fahrten zu ihren Einsatzorten zählen zu diesen exkludierenden Strukturen.<sup>150</sup>

Ein weiteres Erleben von Othering ist Paternalismus durch Kommiliton:innen oder Lehrende.

„When my accident happened, I know it was a shock to people. And (..) I mean, I know everyone in my classes, we're a small group, right. But when I got back to USC and I personally felt strong enough (..) good enough to be there, everybody treated me like I was still in that hospital bed. One girl kept pulling my chair for me, my professor just asked a little too often whether I was alright. I felt like I child. And you know, children don't go to university, so it was like: am I still right in being here? And I mean I was, I just felt out of place because people made me feel out of place“<sup>151</sup>

Den Studierenden mit Behinderung wird dadurch mit übertriebener Fürsorge oder Mitleid begegnet, statt mit Respekt und auf Augenhöhe. Dadurch zweifeln sie ihre eigene Position im universitären Raum an.

Durch ständige Abgrenzung und Sonderbehandlung können Studierende mit Behinderungen beginnen, sich selbst als anders wahrzunehmen und ihre Zugehörigkeit zur akademischen Gemeinschaft infrage zu stellen, dann sprechen wir von Self-Othering.

---

<sup>148</sup> Ebda.

<sup>149</sup> Vgl. Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>150</sup> Vgl. Interview mit Mathilda am 13.05.2024

<sup>151</sup> Interview mit Olivia am 25.04.2024

Auf der Website der University of South Carolina werden zum Zeitpunkt der Forschung Menschen mit Behinderungen auf den ersten Blick nicht repräsentiert. Auf den Bildern, die für die Image Pflege der Universität ausgewählt wurden, sind sie in keiner Thematik zu erkennen. Auch auf der Seite des SDRC sind keine Darstellungen von Studierenden mit Behinderungen zu sehen. Einzig auf analogen Flyer des SDRC sind Menschen mit Behinderungen zu sehen, diese sind allerdings nur in ihren Büroräumen und in der Orientierungswoche an ihren Ständen zu finden. Auch die Accessibility Funktion der online Campus Karte wird nicht aktiv beworben, diese mangelnde Sichtbarkeit findet Adelaide besonders schade und sieht sie mit als Grund, warum sich wenige Menschen mit Behinderung in ihrem Umfeld für die USC als Universität entschieden haben.<sup>152</sup>

„Representation matters. If you're website is literally just about athletes and jocks and people like this, and you don't see yourself. Don't get me wrong, I think they're doing a great job including people of color in their information. But there are students with disability here, why not show new potential students that they're welcome? If it wouldn't have been for the honors program, just based on the website, I probably wouldn't have chosen USC. But now that I'm here I think if they did a little better, and I know they could, it would inspire more disabled kids to study here.“<sup>153</sup>

Studierende mit Behinderungen erleben in ihrem universitären Alltag also sowohl Inklusion als auch Exklusion in verschiedenen Bereichen ihres studentischen Alltags. Diese kann, muss aber nicht immer mit böser Absicht von anderen Menschen ausgeführt werden, sondern kann auch institutionell bedingt sein. Der Online-Auftritt der USC fühlt sich für die Teilnehmerinnen eher exklusiv an.

## 5.7. Scham und Stigmata

Als ich der Frage nachging, warum viele Teilnehmenden die accommodations, die ihnen zugesprochen wurden, nicht nutzten, kamen wir früher oder später immer auf Scham über die eigene Behinderung und gesellschaftliche Stigmata zu Behinderung und dem Erfragen und Annehmen von Hilfe zu sprechen. Scham und Stigmata stehen im Zusammenhang mit sozialen Normen, Identität und Macht innerhalb einer Gesellschaft.

---

<sup>152</sup> Vgl. Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>153</sup> Interview mit Adelaide am 30.04.2024

Scham ist ein starkes, oftmals schmerzhaftes Gefühl, welches auftritt, wenn man befürchtet gesellschaftliche Normen verletzt zu haben. Scham ist internalisiert.

Der Begriff Stigmata beschrieb ursprünglich Brand- oder Wundmale, welche Menschen als Zeichen der Abweichung zugeführt wurden. Erving Goffman definierte Stigmata neu, als von der Gesellschaft zugeschriebene Eigenschaft, die dazu führt, dass jemand als anders gilt und sozial abgewertet wird.<sup>154</sup> Goffman unterscheidet drei Typen der Stigmata: 1) Körperliche Stigmata, wie sichtbare Behinderungen, 2) Charakterschäden, wie Kriminalität oder Sucht und 3) Gruppenzugehörigkeit, wie die Angehörigkeit einer abgewerteten Ethnie, Religion oder Nationalität.<sup>155</sup> Der Prozess der Stigmatisierung läuft nach Goffman in vier Schritten ab: 1. Die Zuschreibung eines Merkzeichens auf eine Person. 2. Es folgt eine Diskreditierung durch Stereotypisierung und Ausgrenzung, an die sich im 3. Schritt eine formelle und informelle Ausgrenzung anschließt. Im 4. Und letzten Schritt internalisieren die Betroffenen das Stigma und erleben Selbstabwertung.<sup>156</sup> Scham und Stigmata sind also eng emotional und soziologisch verbunden, denn Shaming, also das Beschämen von Menschen aufgrund der oben aufgeführten Merkmale, ist ein Mittel, um Stigmata zu schaffen.

Dabei verstehen wir Scham als inneres Signal, welches das Individuum vor normabweichendem Verhalten warnt, während Stigmata äußere oder zugeschriebene Zeichen sind, mit denen die Gesellschaft Abweichler bewertet und ausschließt.

Da Scham in der Sozialisierung über Jahre hinweg internalisiert wird, sitzt dieser tief und oftmals unbewusst in Menschen. Bei den Teilnehmerinnen kamen insbesondere in Verbindung mit der Nutzung von Accomodations, aber auch während der Beschreibung der eigenen Behinderung Scham auf. So wird zum Beispiel die Accomodation im Klassenraum essen und trinken zu dürfen von den Teilnehmerinnen in den seltensten Fällen genutzt, da diese offensichtliche Nutzung von Regelanpassungen vor Studierenden, denen dies nicht gewährt ist, schamhaft besetzt ist.<sup>157</sup> Da der Prozess,

---

<sup>154</sup> Vgl. Goffman, E. (1986). *Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity*, S. 3

<sup>155</sup> Vgl. ebda, S. 4

<sup>156</sup> Vgl. Ebda, S. 5-9

<sup>157</sup> Vgl. Interview mit Mathilda am 13.05.2024

Accommodations vom SDRC zugesprochen zu bekommen, nicht immer leicht ist, stellte ich mir die Frage, warum die Studierenden sich schämten.

„Classes are only 90 minutes, so if I don't need to use my accommodations, I'll do my best not to. It immediately separates you from the rest. Even if they kind of knew you had a disability before, that makes it certain. And I just don't want it to be a topic. I'm thinking: what is worse, not drinking for a while or making a scene? And the latter sounds more uncomfortable to me.”<sup>158</sup>

Hier herrscht also die Angst, sich vor der Gruppe als anders preiszugeben. Die unterliegende Scham versucht zu vermeiden, dass eine Othering Erfahrung gemacht wird und ein Stigmata durch die Gruppe auferlegt wird.

Trotz ihrer im Kapitel über Barrieren im universitären Raum dargelegten Schwierigkeiten, im Auditorium zu hören, und der Angewohnheit der Lehrenden zu vergessen, ihr Mikrofon zu aktivieren, meldet Faith sich nie um diesen Mangel bei Lehrkräften anzuzeigen.

"I don't want them to be uncomfortable or be flustered because they forget, I'm not the kind of person who complains a lot and most days I am able to retrieve all the information I need from the provided slides or through the notes of my friends in the classes. Also (.) I know it kind of sounds unreasonable, but (.) I don't want them to be angry at me? I'd be annoyed if someone below me (.) in like hierarchy or whatever, repeatedly told me I was forgetting something. And I just don't want them to take it out on me. So I'll make do with the tools that I have. And I mean I hear enough to keep up, so that's that.”<sup>159</sup>

Faith schämt sich also in diesem Kontext nicht unbedingt für ihre Behinderung, würde sich aber schämen, Professoren, die in der universitären Hierarchie höhergestellt sind, auf ihr wiederholtes Fehlverhalten hinzuweisen, auch wenn es ihr selbst schadet. Diese Scham wird außerdem von einer Angst begleitet, dass sie negative Konsequenzen für eine Beschwerde erhalten könnte. Faith zahlt also den Preis von einer niedrigeren Studienqualität für Sicherheit vor eventuellen negativeren Auswirkungen auf ihren Studienalltag.

Auch das Sozialleben kann von dieser Art der Scham betroffen sein. So tut sich Olivia schwer, alte Kommiliton:innen aus den Studienjahren vor ihrem Unfall zu treffen. Es sei

---

<sup>158</sup> ebda

<sup>159</sup> Interview mit Faith am 06.05.2024

zu schwer, die Reaktionen derer zu sehen, die sie vor dem Hirnschaden kannten und sie bei erneuten Treffen kaum wiedererkennen.<sup>160</sup> Der mögliche plötzliche Verlust im Ansehen der früheren Studienbekanntschaften macht Olivia Angst, da sie fürchtet, aktiv von dieser sozialen Gruppe ausgestoßen zu werden. Stattdessen wählt sie den selbstbestimmten passiven Ausstieg aus dem sozialen Geflecht. Dieser mache sie zwar auch traurig, aber immerhin sei dieser Schmerz abschätzbar und vermeintlich selbst gewählt.<sup>161</sup> Adelaide beschreibt, dass sie seit ihrem zweiten Semester kaum noch neue Freundschaften aufbaut.

„Honestly, I am socially satiated but also (..) I mean, it just feels like to much work. I’ve got so many restrictions, activity wise, dietary wise (..) and [umm] my schedule is full any ways. I don’t have the time or the energy I’m afraid to make new friends. I’ve got a good group of friends and I am very happy with who I have in my life, I don’t want to waste their time or drain my energy, quite frankly.”<sup>162</sup>

Dass Adelaide hier von einer potenziellen Verschwendung von Zeit und Ressourcen spricht, neue Freundschaften zu schließen und all ihre Bedürfnisse zu teilen und beschreiben, hatte sie augenscheinlich sehr traurig gemacht und mitgenommen.<sup>163</sup> Ihre Vorbehalte bezüglich ihres vollen Terminkalenders waren gut nachvollziehbar, lesen sich in der Gesamtheit ihrer Aussage wie ein Schutzmechanismus vor Zurückweisung.

Diese Teilnehmerinnen kalkulieren also, wie ihre Behinderungen den Umgang ihrer Mitmenschen mit ihnen beeinflussen können und wählen meistens aus Angst vor negativen Erfahrungen den schwierigeren Weg: ihre Accomodations nicht zu nutzen, keine Kritik zu äußern oder nur bestimmte soziale Kontakte aufrecht zu erhalten.

Othering kann aber ebenso im Kreise von Betroffenen passieren. So erzählte mir Portia, während wir uns in einem Café für ein Interview getroffen hatten, nachdem sie zwei andere Studierende, die mit Fidget-Toys spielten, einige Minuten beobachtet hatte:

„I just think it’s pathetic. There are ways to be subtle about it, but most people aren’t even trying to hide their disabilities. (..) I mean (..) don’t think me cruel but you can tell they’re on the spectrum even without the little toys. But the toys are just overkill for

---

<sup>160</sup> Vgl. Interview mit Olivia am 25.04.2024

<sup>161</sup> Ebda.

<sup>162</sup> Interview mit Adelaide am 23.04.2024

<sup>163</sup> Vgl. Forschungsprotokoll vom 23. Und 24.04.2024

me. Look at my rings, if I need to, I can fidget with them [dreht an ihren verschiedenen Ringen] and nobody would know. They're aesthetically pleasing. But carrying these toys around (.) it's just sad in my opinion.”<sup>164</sup>

Portia stellt sich mit dieser Abwertung der beobachteten Studierenden über diese, in dem sie diesen das Label der Andersartigkeit gibt. Sie impliziert, dass sie besser mit ihrer Behinderung umgeht, weil man sie ihr nicht ansieht und weil sie darauf achtet, sie sich nicht anmerken zu lassen. Sie ist stolz darauf, dass der Großteil der Menschen um sie herum nichts von ihrer Behinderung merkt und sie niemandem damit zur Last fällt, außer sich selbst.<sup>165</sup> Dass Portia durch die Abwertung anderer Menschen mit ähnlichen Behinderungen nicht unbedingt selbst sicher vor dieser Erfahrung ist, spielt für sie in dieser Situation keine bedeutende Rolle, die Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft und ihr Anspruch an ästhetische Standards wiegen für sie mehr.

Egal wie angepasst die Teilnehmerinnen an das universitäre Leben sind, ihre Bedürfnisse und ihr Erleben im universitären Raum werden sich in variierenden Rahmen von dem Erleben von able-bodied Studierenden unterscheiden. Die internalisierte Scham schwingt dabei immer mit und die Sorge Ausgrenzung und Stigmatisierung zu erleben, beeinflusst sie in ihrem Alltag. Ob sich die Studierenden selbst als behindert wahrnehmen und wie ihnen das von ihrer Außenwelt gespiegelt wird, sind ein großer Aspekt davon. Inwieweit diese internalisierte Scham und Unsicherheit sich auf ihre Beziehungen zu romantischen Partnern und zu sich selbst auswirkt, gehe ich in den nächsten beiden Kapiteln nach.

## 5.8. College Sweethearts – Dating mit Behinderungen im universitären Raum

Eine Idee, die durch Popkultur weit verbreitet ist, und sich hartnäckig hält, ist, dass man die oder den zukünftige:n Partner:in an der Universität kennenlernen wird. Obwohl in einer Studie aus dem Jahr 2024 herausgefunden wurde, dass nur knapp 15% der Amerikaner:innen ihre zukünftige:n Partner:innen an der Hochschule kennenlernen, war

---

<sup>164</sup> Interview mit Portia am 23.05.2024

<sup>165</sup> Vgl. ebda

Dating ein präsentendes Thema für die Teilnehmerinnen.<sup>166</sup> Nur eine Teilnehmerin war in einer Beziehung mit ihrem Freund aus der Schulzeit, welcher zwar nicht in Columbia lebt, aber als große Unterstützung im universitären Alltag beschrieben wurde. Für die anderen Teilnehmerinnen war Dating ein großes Thema; Dating mit Behinderungen wurde als komplex und aufwühlend dargestellt. So erzählte Olivia, von ihrer Trennung nach ihrem Unfall:

„I was dating my PHD classmate and things were going like really well. He’s from a good family, our parents met, I thought we would get married after we both got our PhDs. When the accident happened he (.) he was very good about it, right. Like he was there and he made sure I had everything I needed. But when it became clear I didn’t just have a concussion, like something was wrong. Things got weird. I think he liked the idea of being like a really smart couple. And then I was not for a time. (.) And he broke up with me [...] and I don’t believe that that was it for me. Like I know there is someone out there for me. But since I feel a little broken still, I don’t know how to date like that. And like (.) when do I tell them about it, should I put it in my dating profile? How straightforward do I have to be about it? And the thought that I might be not desirable because of it scares me. But I am also a catch, right? It feels like (.) dating is hard under most circumstances, it’s a little extra hard when [disability] adds to it.”<sup>167</sup>

Es stellen sich rund um das Kennenlernen von Menschen und insbesondere potenziellen Partner:innen also zusätzliche Fragen, die bei den Teilnehmerinnen Unsicherheit auslösten. Wann muss ich meine Behinderung offenlegen? Wie kommuniziere ich, dass ich behindert bin. Wie viel Einfluss haben diese Entscheidungen darauf, ob sich jemand romantisch für mich interessieren wird, oder nicht? Hier kommt auch zum Tragen, ob man der Person ihre Behinderung ansieht, oder nicht. Obwohl sich alle drei ähnlich mit dem Einfluss ihrer Behinderung auf ihr romantisches Leben auseinandersetzen, stellen sich sie sich unterschiedliche Fragen bezüglich der Kommunikation und Auswirkungen ihrer Einschränkungen auf diesen Teil ihres Lebens und ziehen andere Schlüsse daraus. Auch ihre Strategien, mit dieser sozialen Barriere umzugehen, sind grundlegend unterschiedlich.

---

<sup>166</sup> vgl. Gross, E. L. (2025, 28. Januar). Where do most people meet their spouse? To start, dating apps take the top spot. theknot.com. <https://www.theknot.com/content/online-dating-most-popular-way-to-meet-spouse>

<sup>167</sup> Interview mit Olivia am 31.05.2024

Während Faith ihren Hörverlust zu Beginn eines Kennenlernens anspricht und auf ihre Hörgeräte verweist<sup>168</sup>, erwähnt Portia ihre Einschränkungen nie<sup>169</sup>. Da man Portia ihre Einschränkung nicht ansieht und sie darauf bedacht ist, ihre Behinderung subtil zu regulieren, kommuniziert sie diese auch nicht unbedingt mit potenziellen Partnern:

„My romantic life is the only part of my life I am really adventurous in, like I dabble in it like a poker player. I can get my heart broken because I know I will get over it, I always have. I feel like, with my ADHD and such, I am a *manic pixie dream girl* for many guys and I kinda like it. [...] I don't necessarily tell them about my diagnosis meeting them, but I am sure sooner or later they'll know, or they'll just think I am quirky and that's not on me either then.”<sup>170</sup>

Dating ist für Portia ein präsenten Thema, es motiviert sie Dinge zu tun, die sie sonst nicht tun würde.<sup>171</sup> Es beeinflusst ihren universitären Alltag außerdem direkt, da sie zu Semesterbeginn in jedem Kurs Ausschau nach dem potenziell besten Fang hält, um dann gezielt Kontakte zu diesen Menschen aufzubauen.

„It kind of motivates me, too. If like, you have a little flirt in class, [it] makes it more exciting. It's interesting to see how it develops over the semester and if anything comes from it. But hey, I got like a gym buddy, a study mate and some free lunches out of it so far. And it motivates me to be the best version of myself. I strive to be the prettiest girl in class (.) not hard (.) I am probably the most interesting, too. I'd like to meet my future partner here, it just feels right, you know?”<sup>172</sup>

Die Erfahrungen der Teilnehmerinnen gehen in romantischen Fragen weit auseinander. Olivia möchte zwar wieder daten, schreckt aber vor der großen Last der Fragen und Unsicherheiten zurück, die einerseits durch ihre letzte Trennung verstärkt wurden, andererseits aber viele Menschen mit Behinderungen umtreiben. Mathilda datet in South Carolina prinzipiell nicht, sie erzählt, dass die meisten Männer in ihrem Alter in den Südstaaten kein Verständnis für sie und ihre gesundheitliche Situation haben.<sup>173</sup> Faith lässt alles entspannt auf sich zukommen

„if it's gonna happen it might happen. But I'm a busy woman, I'm training to be a doctor. I want to save lives first and foremost. If a man isn't turned off by the studying

---

<sup>168</sup> Interview mit Faith am 02.05.2024

<sup>169</sup> Chat mit Portia am 23.04.2024

<sup>170</sup> Interview mit Portia am 26.04.2024

<sup>171</sup> Ebda.

<sup>172</sup> Ebda.

<sup>173</sup> Interview mit Mathilda am 15.05.2024

hours, then working hours, the titles and the things it brings with it, I'd like to date. I would say I am a romantic person, you know. But I am not pursuing, if it is meant to be, it will be.”<sup>174</sup>

Wie erfolgreich Dating verläuft, hängt am Ende von vielen Faktoren ab. Auch für Studierende ohne Behinderungen birgt Dating im universitären Leben Höhen und Tiefen. Behinderungen können aber anhand von Stigmata, Stereotypisierung oder Unwissen das romantische Erleben deutlich erschweren. Diese Erfahrung machten auch die Teilnehmerinnen auf die ein oder andere Weise.

## 5.9. Selbstfürsorge und Selbstoptimierung

Dieses abschließende Kapitel behandelt die Praktiken der Selbstfürsorge, welche die Teilnehmerinnen in ihrem studentischen Alltag betreiben. Diese gingen mitunter so weit und waren so routiniert, dass mir früh der Gedanke aufkam, ob es sich hierbei lediglich um Praktiken handelte, die der täglichen Versorgung seiner selbst zum Zweck hatten, oder ob sich bereits eine Tendenz zur Selbstoptimierung eingestellt hatte. Zunächst möchte ich dafür knapp umreißen, wobei es sich bei Selbstoptimierung handelt. Anja Röcke schreibt in ihrem Werk *Soziologie der Selbstoptimierung*: „[...] noch ist nicht geklärt, was Selbstoptimierung im Kern ausmacht“.<sup>175</sup> Dies unterstreicht auch deutlich, wie verschwommen die Grenze zwischen Selbstfürsorge und Selbstoptimierung ist. Selbstoptimierung teilt Röcke in vier Typen ein, welche verschiedene Objekte, Mittel, Ziele und Anwendungsbereiche beinhalten.<sup>176</sup> Bei den vier Typen handelt es sich um:

Typ 1: Die Befolgung verschiedener Handlungsanleitungen, Typ 2: den Konsum spezifischer Stoffe, auch Mind- oder Bodytuning genannt, Typ 3: Die Beeinflussung der körperlichen Erscheinung, oder auch Bodystyling, und Typ 4: technisch basierte Formen der Vermessung, Modifikation und Ergänzung des Körpers und/oder der Psyche.<sup>177</sup>

---

<sup>174</sup> Interview mit Faith am 06.05.2024

<sup>175</sup> Röcke, A. (2021). *Soziologie der Selbstoptimierung*, S. 63

<sup>176</sup> Ebda., vgl. S. 67

<sup>177</sup> Ebda., S. 64

Wie passen nun diese vier Typen in den Alltag von Studierenden mit Behinderungen? Welchen Praktiken gehen die Teilnehmerinnen nach, um Selbstoptimierung und die Optimierung ihrer Position an der Universität zu erreichen? Wie verändern sie sich, wo passen sie sich an, wo sehen sie Optimierungsbedarf an sich, um in diesem Umfeld zu bestehen? Und: kann man das Studium selbst im entfernten Sinn vielleicht ebenfalls als Mittel der Selbstoptimierung verstehen? Die folgende Darstellung ist ein Versuch der Erklärung dieser Fragen, wie ich sie an und mit den Teilnehmerinnen beobachtete.

Spätestens seit dem Auftauchen von sogenannten Beauty-Influencern in den sozialen Medien und den viralen Videos auf der App TikTok, wie die Zuschauer zur perfekten Haut kommen, haben sich mehrstufige Gesichtsreinigungsroutinen generationsübergreifend etabliert. Nicht anders, nur unterschiedlich ausgeprägt, so auch bei den Teilnehmerinnen. Während Adelaide, Mathilda und Olivia jeden Morgen und Abend ein sieben-stufiges Gesichtsreinigungsprogramm durchführen, haben die Routinen von Faith und Portia sogar zwölf Schritte. Diese werden täglich akribisch durchgeführt, bevor eine weitere Make-Up Routine folgt. Portia und Faith führen diese Schritte morgens sogar durch, bevor sie frühstücken. „It comes easy to me, it’s really natural to me. And it only takes me half an hour, maybe 45 minutes nowadays. I take about the same time to choose what to wear“<sup>178</sup> erklärt Portia, als ich sie frage, ob diese Routine nicht umständlich sei. Auf die Frage, warum die Teilnehmerinnen diese Routinen durchführen, haben sie alle ähnliche Antworten: „I want to feel pretty“<sup>179</sup>, „I want to fit in [...]“<sup>180</sup>, „Everyone does it, it’s good for your skin“<sup>181</sup>. Attraktivität, Zugehörigkeit und Gemeinsamkeiten sind allgemeine, verständliche Motive. Pflegerituale sind ein Teil der Selbstfürsorge, können bei übermäßiger Ausübung oder durch versteckte Motive dahinter aber auch Selbstoptimierung sein. Im Gespräch über ihre Routinen erzählt Portia:

„I know I am pretty. Like I don’t want to sound shallow or arrogant, but I know I am beautiful, and I got pretty privilege with many things. And I don’t look disabled, if I

---

<sup>178</sup> Interview mit Mathilda am 15.05.2024

<sup>179</sup> Interview mit Faith am 03.05.2024

<sup>180</sup> Interview mit Olivia am 17.05.2024

<sup>181</sup> Interview mit Adelaide am 24.02.2024

don't tell people they wouldn't know, so I don't. And being pretty helps with that, too.”<sup>182</sup>

Die aufwändige Pflege und das schön machen sind also Teil einer Routine, die optimale Version seiner Selbst zu zeigen. Für attraktive Menschen wie Portia und Faith, denen man ihre Behinderungen zudem nicht direkt ansieht, bedeutet dies auch einen anderen Umgang mit den Menschen um sie herum.

„I want to be known as the pretty girl, I don't want people to recognize me for my ADHD or anxiety or whatever. And it's, like I said earlier right, I want men to find me attractive, I want to be desired and go on dates (.) I don't really see that with the whole disability thing, or more like (.) it's not what I want people to recognize me for.”<sup>183</sup>

Portia führt diese Schönheitsroutinen also auch aktiv durch, um in erster Linie für ihre Attraktivität bekannt zu sein. Sie sagt selbst, dass sie viel Energie in ihr Äußeres steckt, aber auch explizit darein, nicht als behindert wahrgenommen zu werden, wie im vorherigen Kapitel dargelegt.<sup>184</sup> Diese Praktiken würde ich sowohl dem dritten Typ, also dem Bodystyling, als auch dem ersten Typ der Selbstoptimierung, dem Befolgen von Handlungsanleitungen zuordnen, da die durchgeführten Routinen meist aus Anleitungen aus dem Internet gelernt sind, die eine schönere Haut oder einen besseren Teint versprechen.

Eine weitere Gemeinsamkeit der Teilnehmerinnen ist die ausgeprägte Einnahme von Nahrungsergänzungsmitteln, welche sie zusätzlich zu Medikamenten einnehmen. Nahrungsergänzungsmittel sind in den USA ein alltägliches Produkt, dass der Großteil der Bevölkerung einnimmt. In den letzten Jahren nahmen fast 64% der erwachsenen Frauen und immerhin circa 50% der erwachsenen Männer Nahrungsergänzungsmittel zu sich.<sup>185</sup> Drei Teilnehmerinnen nahmen sogar bis zu zehn Kapseln verschiedener Mittel zu sich, von Mineralstoffen und Vitaminen, bis zu sogenannten „Bodyboostern“, hochkonzentrierten zusammengesetzten Wirkstoffen, die mehr Energie, schnelleren Metabolismus, mehr Kraft und ähnliches versprechen. Diese Beobachtung zähle ich zum zweiten Typ der

---

<sup>182</sup> Interview mit Portia am 15.05.2024

<sup>183</sup> Ebda.

<sup>184</sup> Ebda.

<sup>185</sup> Mishra, S., Stierman, B., Gahche, J. J. & Potischman, N. (2021). Data Brief 399: Dietary supplement use among adults: United States, 2017–2018. <https://doi.org/10.15620/cdc:101131>

Selbstoptimierung, dem Konsum spezifischer Stoffe, oder auch Mind- und Bodytuning genannt. Die Studierenden versprechen sich davon, präsenter in ihren Kursen zu sein, leistungsfähiger und strapazierbarer zu werden.

„I think they're good for me, it can't really harm you to take some multivitamins, right? Everybody I knows takes them I think and I've been taking them since school. (..) I'd say I generally feel more energized throughout the day, I feel more resilient, if you can put it that way. It definitely helps me get through the day. And it's not like taking someone's Ritalin or Adderall, like it's not like that.“<sup>186</sup>

Faith zählt also alle gewünschten Effekte ihrer Nahrungsergänzungsmittel auf und distanziert sich gleichzeitig konkret von anderen Studierenden, die ohne eine neurodiverse Diagnose Medikamente für diese Störungen als Aufputzmittel benutzen. Diese Praxis ist unter Studierenden verbreitet, wird aber von allen Teilnehmerinnen ganz klar abgelehnt, unter anderem, weil es bei diesen Medikamenten oft zu Engpässen kommt und Menschen, die sie brauchen, dadurch ohne Medikamente auskommen müssen.

Zu diesen Nahrungsergänzungsmitteln verfolgen Portia und Adelaide strenge Ernährungs- und Trainingspläne. Die Gründe dafür sind allerdings unterschiedlich: während Portias Pläne vorwiegend ästhetische Gründe haben, muss Adelaide vier Mal in die Woche ins Fitnessstudio, zum Krafttraining und zur Physiotherapie, um „den Verfall ihres Körpers aufzuhalten und Kontrolle zu bewahren“.<sup>187</sup>

Der vierte Typ der Selbstoptimierung, die technisch basierten Formen der Vermessung, Modifikation und Ergänzung des Körpers und/oder der Psyche, nach Röcke greift sehr weit in den menschlichen Körper ein und wird mit einer „Cyborgisierung“ verglichen.<sup>188</sup> Hier spalten sich die Beobachtungen in zwei Unterarten auf: zum einen haben zwei der Teilnehmerinnen diverse medizinische Implantate in ihrem Körper, die keine Fraktur oder ähnliche Verletzung im Voraus hatten, sondern die eingesetzt wurden, um Brüchen vorzubeugen, somit gewisse Körperteile stabiler für den Alltag gemacht wurden,

---

<sup>186</sup> Interview mit Faith am 03.05.2025

<sup>187</sup> Übersetzt aus einem Interview mit Adelaide am 24.04.2024 „to keep control over my body and stop it from breaking down any more than it already has“

<sup>188</sup> Röcke, S. 70

außerdem könnte man Faiths Hörgeräte ebenfalls in diese Kategorie zählen, da sie ihr helfen, im normalen Rahmen und zeitweise besser als zuvor zu hören. All diese Modifikationen am Körper haben gemeinsam, dass sie einen medizinischen Grund haben und von Ärzt:Innen als notwendig angesehen wurden, sie optimieren den Alltag der Teilnehmerinnen, weil sie sie dort unterstützen, wo ihre Behinderungen sie sonst einschränken würden. Zum anderen gibt es noch eine freiwillig gewählte Form der technisch basierten Messung, die alle Teilnehmerinnen gemeinsam haben: sie alle tragen eine Apple Watch.

„This thing is my everything. It collects all my data, sleep, activity, steps, you name it. I can open an app and get a feeling for what’s going in with my body, (.) how the next few days might look like. It’ll warn me before I drop low. It’s got all my emergency contacts. I only take it off for charging and the shower, maybe (.) maybe if I’d go swimming, too. It also has my live location, so (.) like if something was happening, I could send out an emergency alert and it would direct them to me. ][...] I feel so safe with it. And I’m not getting calls from [my parents] all the time.“<sup>189</sup>

Die Apple Watch zählt also ihre Schritte, misst ihren Blutdruck, trackt ihre Aktivitäten und Pausen und beobachtet ihren Schlaf. Sie sammelt all diese Daten und gibt den Trägerinnen ein Gefühl der Kontrolle und Sicherheit.

Auch im studentischen Alltag lassen sich diese Selbstoptimierungspraktiken beobachten, sei es durch sogenannte *affirmations*, wiederholt ausgesprochenen positiven Botschaften, mit denen die Studierenden sich auf ihren Studienalltag vorbereiten, durch Therapiesitzungen, in denen die Strapazen des universitären Lebens besprochen werden, den Sitzungen mit den Berater:innen am SDRC, oder die Einnahme leistungssteigernder Wirkstoffe, wie zum Beispiel dem Kaffee am Morgen und/oder am Nachmittag. Durch die Umsetzung dieser Praktiken erhoffen sich die Studierenden, möglichst optimal auf den langen Studienalltag vorbereitet zu sein und diesen so effizient wie möglich zu meistern. Schließlich ist es ihr Ziel, ihr Studium bestmöglich abzuschließen. Aber könnte das Studium selbst sogar ein Mittel der Selbstoptimierung sein? Ein Studium zu absolvieren, passt im groben Sinn in den Gedanken der Selbstoptimierung, da Studierende sich erhoffen, durch den Abschluss bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu haben und somit eine stabile Grundlage für ihr späteres Leben

---

<sup>189</sup> Interview mit Mathilda am 11.05.2024

zu haben. Auch die Beschreibung des ersten Typus der Selbstoptimierung, der Befolgung spezifischer Handlungsanleitungen, passt im weitesten Sinn auf ein Studium, der angestrebte Abschluss zum Ende stellt dabei eine Optimierung der eigenen akademischen Laufbahn dar. Anja Röcke sieht Ähnliches zum Beispiel bei Eltern von Kindern gegeben, die durch die Wahl der besten Schulen und Hochschulen eine Fremdoptimierung zur Selbstoptimierung machen, da sich dadurch ihr eigener Status erhöht.<sup>190</sup>

Die Grenzen zwischen Selbstfürsorge und Selbstoptimierung sind unklar und durchlässig, dass die hier vorgestellten Praktiken Teil einer Selbstoptimierung sind, ist meine Interpretation der Beobachtungen und Gespräche, die die Teilnehmerinnen und ich hatten. Wichtig war mir in erster Linie, dass sich die Teilnehmerinnen wohlfühlten und ihre Entscheidungen, bezüglich ihres Körpers nicht bewertet oder gewertet wurden.

---

<sup>190</sup> Röcke, S. 71

## 6. Fazit und Ausblick

### 6.1. Zusammenfassung der zentralen Erkenntnisse

Aus meinem dreimonatigen Forschungsaufenthalt an der University of South Carolina haben sich spannende und interessante Erkenntnisse ergeben, die das universitäre Erleben von Studierenden mit Behinderung exemplarisch darstellt und auch für Leser:innen ohne Behinderung nachvollziehbar macht.

Aus den Barrieren im universitären Raum ging deutlich hervor, dass ein barrierefreier Raum nur dann geschaffen werden kann, wenn alle drei Ebenen der Raumtheorie nach Lefebvre bedacht werden. Dies muss also architektonisch und ausstattungstechnisch gegeben sein, aber auch durch Nutzung und Wartung erhalten, sowie durch barrierefreie Regelungen und Strukturen geschaffen werden.

Die Teilnehmerinnen entwickelten Strategien, um die Barrieren, die trotz Accomodations weiterhin bestanden, zu überwinden oder zumindest mit ihnen arbeiten zu können. Die zahlreichen Accomodations der USC wurden vorgestellt, gleichzeitig sind wir der Frage auf den Grund gegangen, warum betroffene Studierende ihre gewährten Accomodations oftmals nicht nutzen, und haben internalisierten Scham als Grund benennen können. Wir beleuchteten die außergewöhnlich große Dankbarkeit, die die Teilnehmenden mir und dem SDRC gegenüber wiederholt äußerten und verorteten diese in unbewussten Überzeugungen, die aus dem Habitus entspringen.

Wir gingen dem Erfahren von Inklusion und Exklusion nach und fanden darin exemplarische Beispiele für das Erleben von Othering im universitären Raum. Othering spielte auch in den Ausführungen zum internalisierten Scham von Studierenden mit Behinderung eine Rolle, welchen wir mit Goffmans Ausführungen zu Stigmata nachgingen. Eine weitere Thematik umriss die Schwierigkeiten der Studierenden in ihrem romantischen Leben an der Universität. Es wurde besprochen, da es die Studierenden in hohem Maße bewegt. Ihre hier geäußerten Unsicherheiten verdeutlichten ihre Angst als anders wahrgenommen zu werden und dafür abgelehnt zu werden erneut. Abschließend beschäftigten wir uns mit den Praktiken der Selbstfürsorge und Selbstoptimierung, die die

Teilnehmerinnen für sich entwickelten, um sich möglichst optimal an die Anforderungen des universitären Alltags, aber auch ihrem Leben außerhalb der Universität, anzupassen.

Eine explizite Empfehlung für Universitäten und das Angebot für Studierende, die sich aus meiner Feldforschung und Gesprächen mit den Teilnehmenden ergeben hat, ist: die Services, die die Universität als staatliche Institution Studierenden mit Einschränkungen aller Art anbieten sollten und müssen, müssen als solche auch proaktiv beworben werden. Ein großer Grund der positiven Einstellung der USC-Studierenden gegenüber dem SDRC und ihrer Angebote, trotz aller Frustration und Wartezeiten, ist, dass das SDRC proaktiv auf Studierende zugeht. Das geschieht zum Beispiel vor Studienbeginn in den Orientierungswochen, wenn die Universität mit Ständen Präsenz zeigt, dass Studierende, Mitarbeitende und Lehrkräfte Empfehlungen aussprechen können und das SDRC an der USC insgesamt sehr präsent ist.

Während der Feldforschung bestätigte sich für mich erneut die Kombination aus qualitativen Interviews, die im Abstand einiger Wochen (mindestens zwei Wochen zwischen den Interviews) durchgeführt wurden, und Teilnehmender Beobachtung, welche ab dem ersten Interview durchgeführt wurde. In einer länger angelegten Forschung hätte ich außerdem gerne eine Kartierung, wie durch Anja Schwanhäußer<sup>191</sup>, beschrieben, mit den Teilnehmenden angefertigt. Auch eine Social Media Studie, also eine digitale Ethnografie<sup>192</sup> würde spannende Einblicke gewährleisten, berichteten die Teilnehmenden doch im großen Ausmaß von Community im Internet, Partizipation in Foren, Austausch und online Freundschaften. Da mit einigen Studierenden mit physischen Einschränkungen in diesem Forschungsfeld Walking Ethnographies nicht immer umsetzbar sind, beziehungsweise das Nebenherlaufen eines Rollstuhls nicht ein gleichwertiges Erlebnis darstellen, möchte ich Forschende dazu einladen, sich der Position der körperlichen Einschränkung anzunähern und diese, nicht unbedingt mit Betroffenen gemeinsam, einmal selbst für sich einzunehmen. Durch autoethnografische

---

<sup>191</sup> Schwanhäußer, Anja (2010): Kosmonauten des Underground. Ethnografie einer Berliner Szene. Reihe: Interdisziplinäre Stadtforschung. Campus-Verlag, Frankfurt/Main

<sup>192</sup> Vgl. Bareither, Christoph; Pia Schramm, 2023: Social-Media-Ethnografie, *Kulturanthropologie Notizen* 85: *Digital[ität] Ethnografieren*. 78-95.

Reflexionen meiner eigenen Zeit im Rollstuhl und an Krücken erlangte ich eine andere Perspektive auf Umgebung und Hürden für körperlich eingeschränkte Menschen, die die meisten able-bodied Menschen nicht von sich aus einnehmen können. Der Wechsel von der stehenden Perspektive in die sitzende Perspektive, wohlan mit kritischer Reflexion der eigenen Position und Freiheit von Einschränkungen, kann und sollte Forschenden in diesem Feld neue Einblicke gewähren.

## 6.2. Weiterführende Forschungsfragen und Perspektiven

Bereits mit der Wiederwahl Donald J. Trumps zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika im November 2024 zeichnete sich ein düsteres Bild für Forschende und zukünftige Forschungsprojekte<sup>193</sup> ab. Mit seiner Amtseinführung im Januar 2025 verloren auch Angestellte, die im Auswahlprozess auf Grund ihrer Angehörigkeit einer Minderheit, wie zum Beispiel Menschen mit Behinderungen (sog. DEI hires), bevorzugt worden waren<sup>194</sup> und viele Gleichstellungsbeauftragte ihre Jobs. Im März 2025 kündigte Trump an, das Bildungsministerium abzuschaffen<sup>195</sup>. Diese überstaatliche Institution hat viele Aufgaben, stellt unter anderem sicher, dass Fördermittel für Bildung im Land verteilt werden, und somit ärmere Staaten trotzdem adäquate Ausbildung leisten können. Sie stellt Stipendien aus und verwaltet Studienkredite. Das Bildungsministerium ist ebenfalls dafür zuständig, dass Universitäten Student Disability Ressource Center betreiben und Studierenden mit Behinderungen somit gleichberechtigter Zugang zu Hochschulbildung gewährleistet wird. Inwiefern das Ministerium tatsächlich abgeschafft oder

---

<sup>193</sup> deutschlandfunk.de. (o. D.). *Trump vs. Wissenschaft: Wie wehrt sich die Forschung in den USA?* Deutschlandfunk. <https://www.deutschlandfunk.de/wissenschaft-forschung-usa-trump-zensur-stellenabbau-verbote-100.html>

<sup>194</sup> deutschlandfunk.de. (2025, 3. Oktober). *USA - Kampf gegen „Wokeness“ - Trump ordnet weitere Entlassungen an, auch Kontrolleure von Bundesbehörden betroffen.* Die Nachrichten. <https://www.deutschlandfunk.de/kampf-gegen-woke-ness-trump-ordnet-weitere-entlassungen-an-auch-kontrolleure-von-bundesbehoerden-betr-100.html>

<sup>195</sup> Staude, L., Staude, L. & Washington, G. E. A. (2025, 22. Mai). Trump leitet Auflösung des US-Bildungsministeriums ein. *tagesschau.de*. <https://www.tagesschau.de/ausland/amerika/trump-zerschlagung-bildungsministerium-100.html>

umstrukturiert werden wird, war beim Schreiben dieser Arbeit noch nicht sicher – sicher ist jedoch, dass das Recht einer jeden Person mit Behinderung auf gleichen Zugang zu Bildung nicht mehr gewährleistet sein wird, wenn Schulen und Universitäten selbst entscheiden können, ob sie den SDRC Service anbieten oder nicht. Insbesondere Bildungsinstitutionen im Süden und mittleren Westen der USA können sich diesen Service ohne die überstaatliche Förderung nicht leisten. Die möglichen Folgen, was dies für Studierende mit Behinderung bedeuten könnte, sind fatal – somit wird studieren mit Behinderung in erster Linie eine Frage des Geldes. Wenn nur noch teure Hochschulen in wohlhabenderen Staaten diesen Service anbieten können, können demnach in Zukunft nur wohlhabende Studierende mit Behinderungen studieren.

Ob Forschungen zu Minderheiten in den USA weiterhin gefördert oder gar erlaubt werden, ist leider ebenfalls fraglich. Potenzielle Themen für zukünftige Forschung, die sich aus dieser Arbeit herleiten, wären aber zum Beispiel der finanzielle Aspekt des Studierens: inwieweit hätte dieser für Menschen mit Behinderungen, deren finanziellen Alltagsbedürfnisse grundsätzlich schon über dem Durchschnitt liegen, einen Einfluss auf Inanspruchnahme der Serviceleistungen seitens der Universität, aber auch auf Dauer bis zum Abschluss und Qualität des Alltags. Eine andere Thematik, die in dieser Forschung nur angerissen wurde, wäre das Sozialleben im universitären Alltag. Schulstolz, welcher besonders oft durch die Unterstützung der Sportmannschaften der Hochschule, aber auch durch das Tragen der Schulfarben, Pins und Patches, bis zu Tattoos und anderen lebenslangen Entscheidungen führt, war für mich persönlich eine extrem spannende Thematik. Wie leben Studierende mit Behinderung diesen Schulstolz aus? Wie einbezogen sind sie in Sportveranstaltungen und die Campus-weiten Zelebrationen? Welchen Stellenwert haben Dating und Partys? Aber auch: wie ist die Perspektive der Mitarbeitenden zu den Fördermaßnahmen, wie erleben Mitarbeitende des SDRC, Professoren und Forschungsassistenten, aber auch Mitarbeitenden in der Infrastruktur der Universität? Auch eine Vertiefung der autoethnografischen Forschung hätte bei einer umfangreicheren Arbeit sicherlich spannende Einblicke erlaubt. Diese und weitere Fragen beschäftigten mich noch lange nach meiner Forschungszeit.

Die weitere Vernetzung zwischen Disability Studies und der Europäischen Ethnologie ist für mich persönlich ein wünschenswerter Prozess. Durch die intensive qualitative

Forschung und Methoden die eng mit den Teilnehmenden durchgeführt werden, sowie der Position der Teilnehmenden auf Augenhöhe mit den Forschenden, bringt die Europäische Ethnologie aufschlussreiche Erkenntnisse in die Disability Studies ein, die den Menschen mit Behinderung und sein oder ihr Erleben in den Mittelpunkt stellen. Die Disability Studies sind für die Europäische Ethnologie hochrelevant, da der Traum des Menschen sein ganzes Leben in einem abled-body zu verbringen, also in einem Körper frei von Krankheit und Einschränkungen, für die meisten Menschen illusorisch ist. Der Großteil der Menschen in unseren mannigfaltigen Forschungsfeldern ist früher oder später auf Unterstützung und Medikamente angewiesen. In dieser Hinsicht erlauben uns die Disability Studies weiterführende Einblicke in die Gesellschaft, die wir erforschen wollen. Zusammenlassen lässt sich sagen, dass eine tiefere Vernetzung der Europäischen Ethnologie und der Disability Studies für beide Disziplinen, aber auch für Forschende und an der Forschung Teilnehmende, eine wünschenswerte und gewinnbringende Entwicklung für zukünftige Studien ist.

## Quellenverzeichnis

- Bareither, C. & Schramm, P. (2023). Social-Media-Ethnografie. *Kulturanthropologie Notizen*, 85, 78–95. <https://doi.org/10.21248/ka-notizen.85.23>
- Beaufaÿs, S. (2019). Habitus: Verkörperung des Sozialen – Verkörperung von Geschlecht. In *Geschlecht & Gesellschaft* (S. 349–358). [https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0\\_27](https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_27)
- Behindertenrechtskonvention (CRPD)*. (o. D.). Institut für Menschenrechte. <https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/menschenrechtsschutz/deutschland-im-menschenrechtsschutzsystem/vereinte-nationen/vereinte-nationen-menschenrechtsabkommen/behindertenrechtskonvention-crpd>
- Bischoff, C., Leimgruber, W. & Oehme-Jüngling, K. (2014). *Methoden der Kulturanthropologie*. UTB GmbH.
- Blommaert, J. & Jie, D. (2010). *Ethnographic fieldwork: A Beginner's Guide*. Multilingual Matters Limited.
- Bourdieu, P. (1998). *Practical reason: On the Theory of Action*. Stanford University Press.
- Capozzi, David. „Menschen mit Behinderung in den USA - Barrierefreiheit dank ADA“, 2004.
- deutschlandfunk.de. (o. D.). *Trump vs. Wissenschaft: Wie wehrt sich die Forschung in den USA?* Deutschlandfunk. <https://www.deutschlandfunk.de/wissenschaft-forschung-usa-trump-zensur-stellenabbau-verbote-100.html>
- deutschlandfunk.de. (2025, 3. Oktober). *USA - Kampf gegen „Wokeness“ - Trump ordnet weitere Entlassungen an, auch Kontrolleure von Bundesbehörden betroffen*. Die Nachrichten. <https://www.deutschlandfunk.de/kampf-gegen-woke-ness-trump-ordnet-weitere-entlassungen-an-auch-kontrolleure-von-bundesbehoerden-betr-100.html>
- Farzin, S. & Jordan, S. (2023). *Grundbegriffe der Soziologie und Sozialtheorie*.
- Goffman, E. (1986). *Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity*. Touchstone Books.
- Göttsch-Elten, S. (2007). *Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen und Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*.
- Gross, E. L. (2025, 28. Januar). *Where do most people meet their spouse? To start, dating apps take the top spot*. theknot.com. <https://www.theknot.com/content/online-dating-most-popular-way-to-meet-spouse#ei-1752160905126>
- Introduction to the Americans with Disabilities Act. (2025, 13. Juni). *ADA.gov*. <https://www.ada.gov/topics/intro-to-ada/>
- Klimke, D. & Legnaro, A. (2016). *Kriminologische Grundlagentexte*. Springer VS.
- Lefebvre, H. (1992). *The Production of Space*. Wiley-Blackwell.
- Liebsch, K. (2022). Anja Röcke, Soziologie der Selbstoptimierung. Berlin: Suhrkamp 2021, 257 S., kt., 20,00 €. *Soziologische Revue*, 45(4), 525–528. <https://doi.org/10.1515/srsr-2022-2010>
- Lovering, N. (2022a, Mai 11). *ADHD body doubling*. Psych Central. <https://psychcentral.com/adhd/adhd-body-doubling>

- Lovering, N. (2022b, Mai 11). *ADHD body doubling*. Psych Central. <https://psychcentral.com/adhd/adhd-body-doubling>
- Mey, G. & Mruck, K. (2010). *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mishra, S., Stierman, B., Gahche, J. J. & Potischman, N. (2021). *Data Brief 399: Dietary supplement use among adults: United States, 2017–2018*. <https://doi.org/10.15620/cdc:101131>
- Oliver, M. (1996). *Understanding disability*. <https://doi.org/10.1007/978-1-349-24269-6>
- Our Campus - School of Medicine Greenville | University of South Carolina*. (o. D.-a). [https://sc.edu/study/colleges\\_schools/medicine\\_greenville/about/facilities.php](https://sc.edu/study/colleges_schools/medicine_greenville/about/facilities.php)
- Our Campus - School of Medicine Greenville | University of South Carolina*. (o. D.-b). [https://sc.edu/study/colleges\\_schools/medicine\\_greenville/about/facilities.php](https://sc.edu/study/colleges_schools/medicine_greenville/about/facilities.php)
- Profession Politische Bildung. (2022, 2. November). *Othering (Grundbegriffe der politischen Bildung)*. Profession Politische Bildung - der Beruf Zur Demokratie. <https://profession-politischebildung.de/grundlagen/grundbegriffe/othering/>
- Riggins, S. H. (1997). *The Language and Politics of Exclusion: Others in Discourse*. SAGE Publications, Incorporated.
- Röcke, A. (2021). *Soziologie der Selbstoptimierung*.
- Schäfers, M. & Welte, F. (2020). *Barrierefreiheit - Zugänglichkeit - universelles Design: Zur Gestaltung teilhabeförderlicher Umwelten*.
- Schmidt-Lauber, B. (2016). *Doing university: Reflexionen universitärer Alltagspraxis*.
- Schwanhäußer, A. (2010). *Kosmonauten des Underground: Ethnografie einer Berliner Szene*. Campus Verlag.
- Staude, L., Staude, L. & Washington, G. E. A. (2025, 22. Mai). Trump leitet Auflösung des US-Bildungsministeriums ein. *tagesschau.de*. <https://www.tagesschau.de/ausland/amerika/trump-zerschlagung-bildungsministerium-100.html>
- Student Disability Resource Center - Student Disability Resource Center | University of South Carolina*. (o. D.). [https://sc.edu/about/offices\\_and\\_divisions/student\\_disability\\_resource\\_center/index.php](https://sc.edu/about/offices_and_divisions/student_disability_resource_center/index.php)
- Tschöfen, Bernhard (2013): Vom Gehen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf eine elementare Raumpraxis. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 109(1):58-79.
- Waldschmidt, A. (2003). *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der disability studies: Tagungsdokumentation*.
- Waldschmidt, A. (2017). *Handbuch Disability Studies*. Springer VS.
- Waldschmidt, A. & Ingwersen, M. (2017). *Culture - theory - disability: Encounters Between Disability Studies and Cultural Studies*. Transcript Verlag, Roswitha Gost, Sigrid Nokel u. Dr. Karin Werner.

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: S. 32, Screenshot der digitalen Campus Karte vom 09.04.2025

online unter: <https://sc.edu/visit/map/>

Abbildung 2: S. 35, Screenshot der digitalen Campus Karte mit Accessibility Funktionen vom 09.04.2025

Online unter: <https://sc.edu/visit/map/>

## Abstract

Deutsch:

Diese Masterarbeit untersucht die alltäglichen Erfahrungen von Studierenden mit körperlichen und gesundheitlichen Einschränkungen im universitären Kontext der University of South Carolina (USA). Aufbauend auf den theoretischen Grundlagen der Disability Studies, raumtheoretischen Ansätzen von Lefebvre und Bourdieu sowie der Europäischen Ethnologie wird analysiert, wie Studierende Barrieren im Hochschulalltag wahrnehmen, erleben und bewältigen. Im Zentrum stehen Fragen nach Inklusion, Exklusion, dem Umgang mit Accomodations, sowie Themen wie Scham, Stigmatisierung, Dankbarkeit und Selbstoptimierung.

Die empirische Grundlage bilden qualitative Interviews, teilnehmende Beobachtungen, Walking Ethnography sowie autoethnografische Reflexionen der Forscherin, deren eigene Behinderung nach einem Unfall den Zugang zum Forschungsfeld prägte. Ziel der Arbeit ist es, Barrieren sichtbar zu machen, den Stimmen von Betroffenen Gehör zu verschaffen und universitäre Räume als gesellschaftlich produzierte, teils exkludierende Strukturen zu analysieren. Die Arbeit liefert nicht nur tiefe Einblicke in individuelle Erfahrungen, sondern auch kritische Impulse für die Gestaltung inklusiver Hochschulräume.

English:

This master's thesis explores the everyday experiences of university students with physical and mental disabilities at the University of South Carolina (USA). Drawing on theoretical frameworks from Disability Studies, spatial theories by Lefebvre and Bourdieu, and approaches from European Ethnology, the research examines how students encounter, experience, and navigate barriers within the academic environment. Key topics include inclusion and exclusion, the use and refusal of accommodations, and the role of stigma, shame, gratitude, and self-optimization. Empirical data was gathered through qualitative interviews, participant observation, walking ethnography, and autoethnographic reflection by the researcher, whose own disability following an accident shaped the research process and access to the field. The aim of the thesis is to make structural and invisible barriers visible, amplify the voices of disabled students, and critically analyze the university as a socially constructed space that often reproduces exclusion. The research offers both deep insight into individual experiences and critical reflections for the creation of more inclusive academic environments.